

Mitteilungen  
des Uckermärkischen Geschichtsvereins  
zu Prenzlau

---

Uckermärkischer Geschichtsverein zu Prenzlau e. V. – Online-Lesesaal

Heft 17 / 2011

**Titelbild:**

Das um 1930 entstandene Ölgemälde von Alisch zeigt den Blick vom Mittelgraben über die Wurstbrücke und die Kreuzstraße zur Marienkirche (2010 für das Bildarchiv des Geschichtsvereins erworben).

Alle Beiträge und Abbildungen wurden honorarfrei zur Verfügung gestellt. Dafür unser Dank an alle Autoren. Die Verfasser tragen für den Inhalt ihrer Beiträge alleinige Verantwortung. Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau e.V.

**Redaktion:**

Jürgen Theil, Reinhard Timm

Manuskripte werden an folgende Adresse erbeten: Jürgen Theil, Friedenskamp 6, 17291 Prenzlau oder per Email an [JuergenTheil@T-Online.de](mailto:JuergenTheil@T-Online.de)

**Erscheinungsdatum:** Januar 2011

ISBN: 978-3-934677-26-5

**Herstellung:**

Konzept Agentur und Werbemittel GmbH, Prenzlau

## Inhalt

Gründung und Aufbau der „freien Stadt“ Prenzlau Winfried Schich - Berlin	5
Neue archäologische Befunde am Dominikanerkloster in Prenzlau Manfred Roeder - Berlin, Matthias Schulz – Prenzlau	28
Prügelei an der Wasserpforte – ein sehenswerter archäologischer Fund Matthias Schulz – Prenzlau, Ulrich Wiegmann – Berlin	36
Bartholomäus Gressel – ein in Vergessenheit geratener Prenzlauer Stadtchronist Frank Wieland - Prenzlau	41
Der Prenzlauer Exerzierschuppen Sabine Nietzold - Prenzlau	53
Gustav von Arnim-Densen (1820-1904). Gutsherr – Politiker – Heimatforscher Wolfgang Blaschke - Gartz	58
Die Lyra Fahrradwerke Prenzlau Sabine Nietzold - Prenzlau	63
Ringenwalde – ein Dorf mit sechs Krügen? Jürgen Theil - Prenzlau	70
Auferstehen aus Ruinen – Erinnerungen Teil 3 Horst Mahnecke – Klein Köris	77
Der Fall Werner Alfred Flach – ein Beispiel für die DDR-Unrechtsjustiz Jürgen Theil – Prenzlau	108
Das medizinische Wirken von Herrn Obermedizinalrat Dr. Johannes Döring im Kreiskrankenhaus Prenzlau von 1955 bis 1985 Heinrich Schneider, Peter Mehls und Hans-Joachim Gutschmidt	112

Fritz Mitreiter und sein Wirken als Fotograf in Prenzlau Jürgen Theil – Prenzlau	115
Ein Prenzlauer stirbt an der Berliner Mauer Jürgen Theil – Prenzlau	121
Rückblicke - die friedliche Revolution in der DDR und die Ereignisse in Prenzlau Jürgen Theil – Prenzlau	128
Die Entwicklung des Angermünder Museums in den letzten 15 Jahren Wolfgang Blaschke – Gartz	140
<i>Vereinsnachrichten</i>	
20 Jahre Uckermärkischer Geschichtsverein Jürgen Theil - Prenzlau	145
Tätigkeitsbericht 2009 Jürgen Theil - Prenzlau	162
Bibliotheksbericht Frank Wieland – Prenzlau	166
Mitgliederbewegung Reinhard Timm - Prenzlau	169
Autorenverzeichnis	170

# Gründung und Aufbau der „freien Stadt“ Prenzlau\*

Winfried Schich, Berlin

Die Grundlage für die Jubiläumsfeier der Stadt Prenzlau bildet eine Urkunde, die am 27. Dezember 1234, also vor 775 Jahren, Barnim, *dux Sclavorum*, Herzog der Slawen, wie sich der Fürst von Pommern nannte, in Stettin (Szczecin) ausgestellt hat.<sup>1</sup> Diese Urkunde wird im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen, in denen zugleich versucht wird, die neuesten einschlägigen archäologischen Forschungsergebnisse, vor allem von Matthias Schulz, zu berücksichtigen.<sup>2</sup> Der Herzog teilte in der Urkunde mit,



\* Leicht überarbeiteter und mit Belegen versehener Vortrag, gehalten im Jubiläumsjahr 2009 in Prenzlau, und zwar am 12. Juni auf der Tagung zum 775jährigen Stadtjubiläum, am 22. September im Rahmen der Vortragsreihe des Uckermärkischen Geschichtsvereins zur Prenzlauer Stadtgeschichte im Kulturzentrum Dominikanerkloster und – verkürzt – am 17. Dezember ebendort vor der Prenzlauer Stadtverordnetenversammlung.

<sup>1</sup> Pommersches Urkundenbuch, Bd.1 [künftig zit.: PUB], neu bearb. v. Klaus Conrad, Köln-Graz 1961, Nr.308a (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, II, 1); mit dt. Übers.: Urkunden und erzählende Quellen zur deutschen Ostsiedlung im Mittelalter, gesammelt u. hg. v. Herbert Helbig u. Lorenz Weinrich, 2. verb. Aufl. Darmstadt 1975, Nr.87 (=Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, 26a); Faksimile der Urkunde: Winfried Schich, Prenzlau von der Stadtwerdung bis zum Ende der Askanierherrschaft (von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis 1320), in: Geschichte der Stadt Prenzlau, hg. v. Klaus Neitmann u. Winfried Schich, Horb a. N. 2009, S. 27-62, hier S. 13 (=Einzelveröffentlichungen der Brandenburgischen Historischen Kommission, 16). Zur Datierung der Urkunde vgl. demnächst Lorenz Friedrich Beck in einem der nächsten Hefte des Mitteilungsblattes der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg. – Ich beschränke mich im Folgenden auf die unbedingt notwendigen Belege; weitere finden sich im vorstehend genannten Beitrag.

<sup>2</sup> Als Hauptgrundlage dient die noch ungedruckte umfangreiche Arbeit von Matthias Schulz, Die strukturelle Entwicklung Prenzlaus vom späten 10.Jh. bis 1722 (Entstehung und Entwicklung Prenzlaus auf Basis archäologischer Funde und Befunde von den Anfängen bis zum ersten genauen Stadtplan), Textteil und Katalog, T.1 u. 2, Phil. Diss. HU Berlin 2009 (im Dezember

er habe beschlossen, in *Prenclaw civitatem liberam instituere*, das heißt, in Prenzlau eine freie Stadt einzurichten, nachdem er nach Belehrung durch gebildete Männer zu der Überzeugung gelangt war, dass er durch die Übernahme der Gewohnheiten anderer Länder und die Gründung von freien Städten in seinem Lande (*in terra nostra civitates liberass... instaurare*) Nutzen und Vorteil gewinnen werde. Mit Prenzlau machte er den Anfang. Wir wollen versuchen zu klären, was unter der Einrichtung einer „freien Stadt“ im 13. Jahrhundert allgemein und im Fall Prenzlau im Besonderen zu verstehen ist.

Dafür müssen wir zuvor klären, welche Qualität und Struktur der Ort Prenzlau vor der Privilegierung von 1234 aufwies. Zunächst muss betont werden, dass Prenzlau vor 775 Jahren nicht etwa „auf der grünen Wiese“ gebaut wurde. Solche Stadtgründungen waren ohnehin äußerst selten. Bereits 1188 wird Prenzlau in einer Urkunde in einer Reihe von Burgen (*castra*) aufgeführt, zu denen jeweils ein Markt und ein Krug (*cum foro et taberna*) gehörten.<sup>3</sup> Die Burgen waren in Pommern Herrschafts- und Verwaltungszentren, die nach polnischem Vorbild eingerichtet worden waren und einem Kastellan unterstanden. Als ein solcher wird Sulislav von Prenzlau (*Zuzhsła de Brensłła*) betrachtet, der 1187 eine Urkunde bezeugte,

2010 veröffentlicht). Einschlägige Veröffentlichungen: Gerhard Kohn, Slawische und frühdeutsche Funde aus der Alt- und Neustadt Prenzlau, in: Mitteilungen des Bezirksfachausschusses für Ur- und Frühgeschichte Neubrandenburg 28 (1981), S. 61-73; Rolf Jaitner, Archäologische Untersuchungen zur städtischen Entwicklung im Bereich der „Alten Nikolaikirche“, in: Mitteilungen des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau (künftig zitiert: MUGV) 3 (1995), S. 46-49; Kerstin Kirsch, Slawen und Deutsche in der Uckermark. Vergleichende Untersuchungen zur Siedlungsentwicklung vom 11.-14. Jahrhundert, Stuttgart 2004 (=Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropas, 21), S. 192-194 mit Abb. 40-43 auf S. 197-200 und Katalog S. 452-465; Matthias Schulz, Das Steintor in Prenzlau, in: MUGV 12 (2005), S. 5-11; Ders., Prenzlau und seine Burgen, in: MUGV 13 (2006), S. 17-29; Ders., Das Neustädtische Tor in Prenzlau, in: MUGV 14 (2007), S. 12-16; Ders., Slawischer Landesausbau im Raum Prenzlau, in: *Aedificatio terrae. Beiträge zur Umwelt- und Siedlungsarchäologie Mitteleuropas. Festschrift für Eike Gringmuth-Dallmer zum 65. Geburtstag*, hg. v. Gerson H. Jeute, Jens Schneeweiß u. Claudia Theune, Rahden/Westf. 2007, S. 339-346 (=Internationale Archäologie, Studia honoraria, 26); Ders., Das Stettiner Tor in Prenzlau, in: MUGV 15 (2008), S. 13-17; Ders., Ur- und Frühgeschichte des Prenzlauer Raumes. Von den Anfängen der menschlichen Besiedlung bis zu den Anfängen der Stadt im 13. Jahrhundert, in: *Geschichte der Stadt Prenzlau* (wie Anm.1), S. 15-26; Ders., Von der slawischen Siedlung zur „deutschen“ Stadt Prenzlau im Hochmittelalter. Versuch einer Strukturrekonstruktion anhand archäologischer Quellen, in: *Wie die Mark entstand. 850 Jahre Mark Brandenburg*, hg. v. Joachim Müller, Klaus Neitmann u. Franz Schopper, Wünsdorf 2009, S. 122-128 (=Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg, 11; Einzelveröffentlichung des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, 9).

<sup>3</sup> PUB 1, Nr.111.

die Bischof Siegfried von Kammin (Kamień Pomorski) zusammen mit der Herzoginwitwe Anastasia von Pommern ausstellte.<sup>4</sup> Nach archäologischen Grabungen und den dabei gewonnenen dendrochronologischen Daten wurde die Prenzlauer Kastellaneiburg wohl um 1180 am Platz der späteren Binnenmühle in der sogenannten Neustadt gebaut.<sup>5</sup> Auch ein Prenzlauer Priester, Stefan, trat 1187 im Dienst der genannten Herzogin als Zeuge auf.<sup>6</sup> Seine Kirche war mit höchster Wahrscheinlichkeit die nahe der Burg (beim späteren Magdalenerinnenkloster) gelegene Sabinikirche, die wegen ihres ungewöhnlichen Patroziniums (eines frühen italienischen Märtyrerbischofs Sabinus) „als eines der ältesten Zeugnisse für die kirchliche Erfassung der Uckermark durch die pommerschen Bischöfe“ (in den 1160/70er Jahren) betrachtet wird.<sup>7</sup>

Das Uckerland war erst um 1150 in den Herrschaftsbereich der pommerschen Herzöge einbezogen worden.<sup>8</sup> Der herrschaftliche und wirtschaftliche Zentralraum Pommerns um die Odermündung war bereits früher christianisiert worden. Dort lagen die bedeutenden Seehandelsstädte Wollin (Wolin), Kammin (Kamień Pomorski), Usedom und vor allem Stettin (Szczecin), das wegen seiner stärkeren Verknüpfung mit dem Hinterland zunehmend an Bedeutung gewann.<sup>9</sup> Vor allem in diesen Städten wirkte Bischof Otto von Bamberg, der 1124/25 und 1128 zwei Missionsreisen nach Pommern unternahm und Erfolge in der Verbreitung der christlichen Religion erzielte.<sup>10</sup> Für Prenzlau bieten die Reisebeschreibungen in Ottos Viten nur eine gewissermaßen negative Aussage. Einer der Biographen teilt mit, dass die Bewohner des von Usedom etwa eine Tagereise entfernt gelegenen Uckerlandes rau und barbarisch waren (*duri erant et barbari*)

<sup>4</sup> PUB 1, Nr.108.

<sup>5</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), Textteil, S. 50; Ders., Ur- und Frühgeschichte (wie Anm.2), S. 25.

<sup>6</sup> PUB 1, Nr.106.

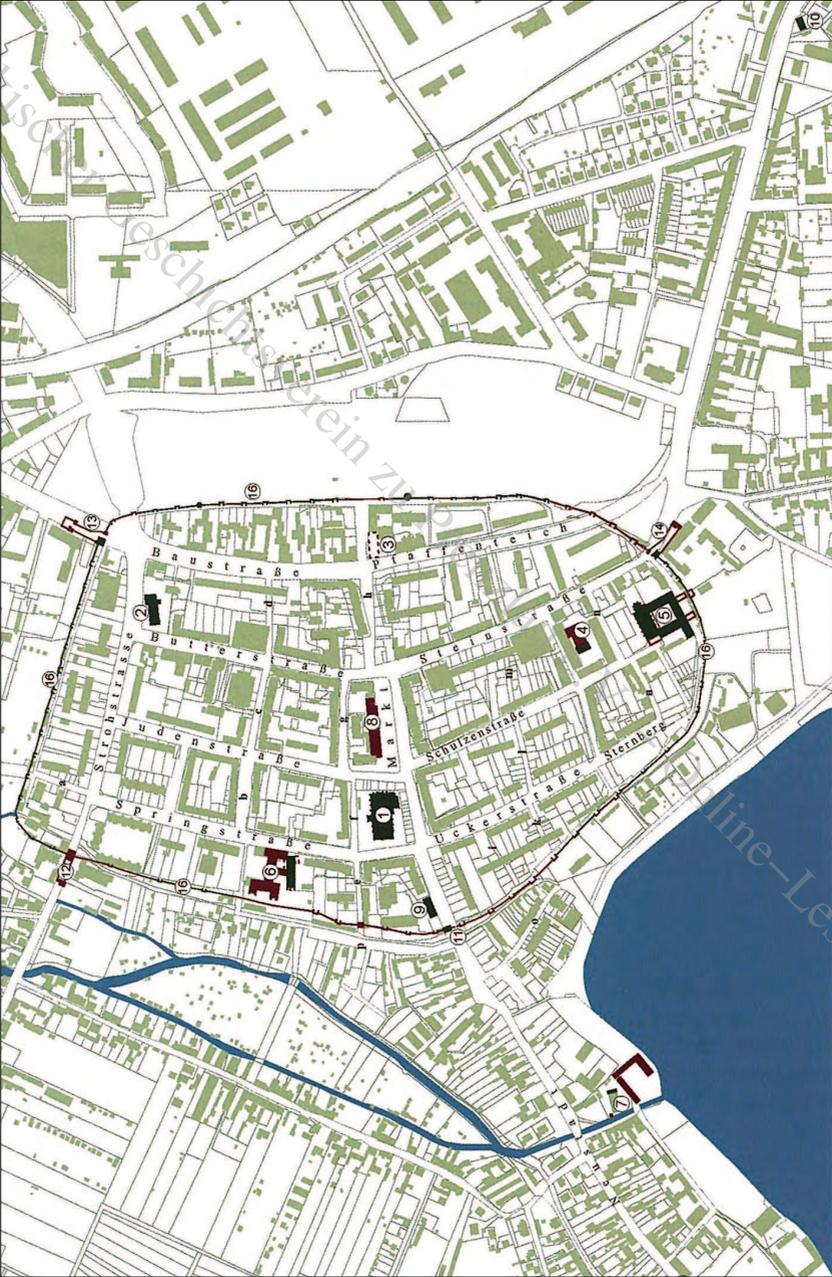
<sup>7</sup> Jürgen Petersohn, Der südliche Ostseeraum im kirchlich-politischen Kräftespiel des Reichs, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhundert. Mission-Kirchenorganisation-Kultpolitik, Köln-Wien 1979, S. 390 (=Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, 17).

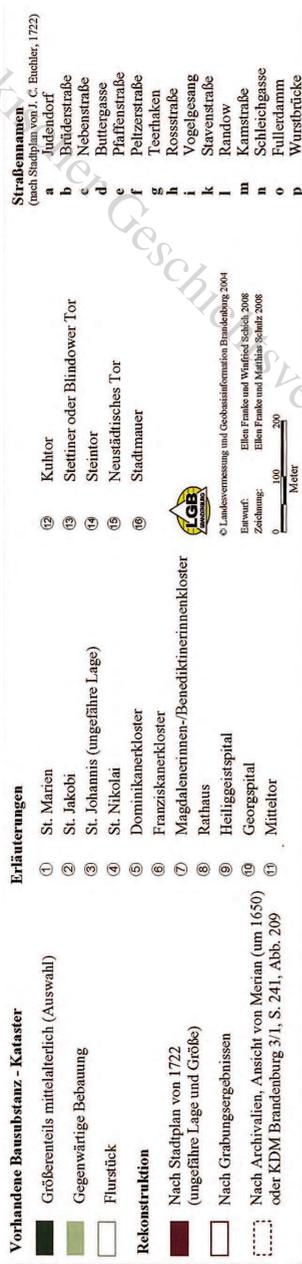
<sup>8</sup> Lieselott Enders, Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, Weimar 1992, S. 32f. (=Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam, 28).

<sup>9</sup> Vgl. etwa Władysław Łosiński, Zur Genese der frühstädtischen Zentren bei den Ostseeslawen, in: Burg-Burgstadt-Stadt. Zur Genese mittelalterlicher nichtagrarischer Zentren in Ostmitteleuropa, Berlin 1995, S. 68-91 (=Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 1).

<sup>10</sup> Petersohn, Ostseeraum (wie Anm.7), S. 213-261.

Uckermarkischer Geschichtsverein zur ...  
...line-Lesesaal





## 24 Stadtplan von Prenzlau

Stadtplan von Prenzlau. Aus: Geschichte der Stadt Prenzlau, hg. v. Klaus Neitmann und Winfried Schich, Horb am Neckar 2009, S. 54.

und deswegen die christlichen Missionare ablehnten.<sup>11</sup> Wohl in der Folge des sogenannten Wendenkreuzzuges von 1147 geriet das Uckerland dann unter die Herrschaft der pommerschen Herzöge. Unter ihnen wurde das Land christianisiert, über Kastellaneiburgen herrschaftlich und wirtschaftlich erfasst und an den Odermündungsraum angeschlossen. Auf Letzteres weist vor allem die Münzprägung hin, die in Prenzlau unter Herzog Bogislaw I. († 1187) einsetzte.<sup>12</sup>

Neben der Burg und der Sabinikirche, die ebenso wie eine vermutbare, wohl kleine Burgsiedlung links der Ucker lagen, hat die archäologische Forschung für die spätslawische Zeit auf dem rechten Ufer, im Nordwestteil der späteren Altstadt, eine bedeutendere, vor allem handwerklich geprägte Siedlung erfasst. Diese weitete sich im späten 12. Jahrhundert in südlicher Richtung bis in die

<sup>11</sup> Heiligenleben zur deutsch-slawischen Geschichte. Adalbert von Prag und Otto von Bamberg, unter Mitarb. v. Jerzy Strzelczyk hg. v. Lorenz Weinrich, Darmstadt 2005, S. 442f.

<sup>12</sup> Bernd Kluge, Von Münzen und Geld im alten Pommern. Zur Münzgeschichte Demmins und Vorpommerns bis zum Dreißigjährigen Krieg, in: Grenzregion zwischen Pommern und Mecklenburg. Vorträge 6 (2006), S. 114-127.

Gegend der Nikolaikirche aus;<sup>13</sup> vielleicht wurde diese als erste Kirche bei der Markt- und Gewerbesiedlung rechts der Ucker um 1200 errichtet. Als Prenzlau mit der Nennung der beiden Zeugen 1187 zum erstenmal Eingang in die schriftliche Überlieferung fand, waren die ersten Grundlagen für den städtischen Aufschwung des Ortes bereits gelegt. Prenzlau könnte, wenn die Stadt es denn wollte, im Jahre 2012 erneut ein Jubiläum feiern: 825 Jahre Prenzlau. Dieses würde sich beziehen auf den beiderseits der Ucker gelegenen zentralen Ort mit Burg, Kirche, Markt und Gewerbesiedlung, der sich unter pommerscher Herrschaft im Anschluss an den Stettiner Wirtschaftsraum herausgebildet hatte und durchaus bereits als Ort städtischen Charakters oder als „Burgstadt“ bezeichnet werden kann.<sup>14</sup> Für die Erhellung der weiteren Entwicklung Prenzlaus in dem folgenden halben Jahrhundert fehlen uns die schriftlichen Quellen.

1234 war Prenzlau jedenfalls in topographischer, wirtschaftlicher und funktionaler Hinsicht eine städtische Siedlung, allerdings keine geschlossene, sondern eine mehrgliedrige, mit einer nicht einheitlichen, sondern vielgestaltigen rechtlichen Struktur: mit herrschaftlichem Dienstrecht, kaufmännischem Sonderrecht, persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen usw. Dies änderte sich 1234 mit der Einrichtung der „freien Stadt“ Prenzlau. Der Akt bildete einen Einschnitt in der Geschichte der Stadt Prenzlau, weil mit ihm die geschlossene kommunale Stadt, die Bürgerstadt, geschaffen wurde, und dies in rechtlicher ebenso wie in räumlicher Hinsicht. Prenzlau sollte sich künftig „derselben Freiheit und desselben Rechtes erfreuen, die die Stadt Magdeburg besaß“ (*eadem debet frui libertate, quam habet civitas Magdeburgensis, et eodem iure*). Nur eine Ausnahme vom sächsisch-magdeburgischen Erbrecht wurde gemacht, die allerdings, wie die weitere Entwicklung zeigt, offenbar auch in Prenzlau nicht leicht durchzusetzen war: Die „Rade“ (oder Gerade) sollte

<sup>13</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), Textteil, S. 48-51 mit Abb 23 u.24 sowie S. 324f.; Ders., Von der slawischen Siedlung (wie Anm.2), S. 123-125.

<sup>14</sup> Vgl. Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 28f.; allgemein Ders., Die slawische Burgstadt und die frühe Ausbreitung des Magdeburger Rechts ostwärts der mittleren Elbe, in: Studien zur Geschichte des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Deutschland und Polen, hg. v. Dietmar Willoweit u. Winfried Schich, Frankfurt a.M.-Bern-Cirencester 1980, S. 22-61, erneut in: Ders., Wirtschaft und Kulturlandschaft. Gesammelte Beiträge 1977-1999 zur Geschichte der Zisterzienser und der „Germania Slavica“, bearb. v. Ralf Gebuhr u. Peter Neumeister, Berlin 2007, S. 223-261, hier S. 239-249; in Kürze: Ders., Stadtwerdung zwischen Elbe und Oder im 12. und frühen 13. Jahrhundert – Fragen zu den Anfängen von Berlin und Cölln, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 61 (2011), mit weiterer Literatur.

abgeschafft werden.<sup>15</sup> Nach dieser Besonderheit des sächsischen Rechtes fielen bestimmte Gegenstände im Haushalt, von Betten und Kissen über Frauenbekleidung und Spiegel bis zu Gebetbüchern, aber auch Schafe und Gänse, an die nächste erbberechtigten weibliche Person, bevor der Nachlass unter die übrigen rechtmäßigen Erben aufgeteilt wurde.<sup>16</sup>

Die Einführung des Magdeburger Rechtes bedeutete, dass die Stadt einen eigenen, besonderen Rechtskörper darstellte, in dem die wirtschaftlich aktiven Bewohner, Handwerker wie Kaufleute, eine Bürgergemeinde (*communitas civium*) bildeten, die sich zumindest in Teilen selbst verwaltete.<sup>17</sup> Alle Bürger unterstanden künftig dem städtischen Gericht und der städtischen Verwaltung. Den kommunalen Vertretern unterlag die Regelung aller Angelegenheiten, die den Markt im weitesten Sinne, also letztlich die gesamte Stadt, betrafen, und die Ahndung von Übertretungen der dafür von ihnen selbst gesetzten Regeln. Die Angehörigen der Bürgergemeinde waren persönlich frei, alle persönlichen Abhängigkeit verhältnisse, etwa zu Adligen in der Umgebung, entfielen. Die Bürger produzierten, kauften und verkauften frei, soweit nicht eigene kommunale Regelungen dem entgegenstanden. Sie besaßen ihre Grundstücke (*areae*) innerhalb der Stadt und ihre Hufen (*mansus*) außerhalb der Stadt in deren Gemarkung zu freiem Erbrecht gegen festgesetzte jährliche Abgaben. Dies alles musste in unserer Urkunde nicht eigens erwähnt werden, denn es war selbstverständlicher Bestandteil des Magdeburger Rechtes. Geregelt wurden die Höhe der Abgaben von den Ackerhufen sowie die Modalitäten ihrer Erhebung – doch dazu später.

Wir wenden uns zunächst den baulichen Veränderungen zu, die mit der Privilegierung Prenzlau von 1234 verbunden waren. Lieselott Enders war der Ansicht, dass der Prozess des Zusammenwachsens der älteren Teile der

<sup>15</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 32 und 51.

<sup>16</sup> Sachsenspiegel. Lehnrecht und Landrecht, hg. v. Friedrich Ebel, Stuttgart 1993, Landrecht, Buch 1, Kap.XXIV, 3 (=Reclams Universal-Bibliothek, Nr.3355).

<sup>17</sup> Schich, Die slawische Burgstadt (wie Anm.14), S. 249-261; Friedrich Ebel, Magdeburger Recht, in: Lexikon des Mittelalters, Bd.6, München-Zürich 1993, Sp.78f. Weitere Beispiele (vom Rheinland bis zum östlichen Mitteleuropa) zur Privilegierung von städtischen Siedlungen als „frei Stadt“ (*civitas libera*) in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts: Klaus Flink, Fiskus und *civitas libera*. Herrschaft und Gemeinde in Remagen vom 12.-14. Jahrhundert, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 176 (1974), S. 20-40, bes. S. 27-35; ders., Vom Römerkastell über den Fiskalbezirk zur Freien Stadt. Ein Arbeits-, lehr- und Lesebuch, Goch 2010, bes. S. 96-98 (=RIGOMAGUS-Remagen. Beiträge zur Stadtgeschichte, 1).

Stadt bereits vor 1234 weit fortgeschritten war und sich künftig unter dem nun einheitlichen Stadtrecht fortsetzte.<sup>18</sup> Der Wortlaut unserer Urkunde vermittelt einen anderen Eindruck. Als erster Punkt erscheint folgende Schenkung des Herzogs an die Bewohner der Stadt: „Zum Aufbau dieses Ortes sowie zu den übrigen Vergünstigungen und Nutzungen derjenigen, die in dieser Stadt wohnen (nicht: bleiben)<sup>19</sup> werden, haben wir 300 Hufen hinzugefügt – 200 auf der einen Seite des Gewässers, das Ucker genannt wird, das heißt auf der Seite, auf der die Stadt erbaut werden wird, und auf der anderen Seite jenseits der Ucker 100 Hufen und Wasser zum Bau von Mühlen, ohne die sie nicht auskommen können.“ (*Ad cuius loci edificationem et cetera comoda et utilitates ipsorum, qui in iam dicta manserint civitate, trescentos mansos adiecimus, ducentos ex una parte aque, que Ukeram vocatur, in illa videlicet, in qua civitas edificabitur, et in alia trans Ukeram centum mansos et aquam ad molendinorum, quibus carere non poterunt, exstructionem.*)

Es geht eindeutig um den Bau der Stadt auf dem rechten Ufer der Ucker. Ihm dient die wichtigste herzogliche Verfügung zugunsten der Stadt und ihrer Bewohner: die Übertragung von Ackerhufen und von Wasser zum Betreiben von Mühlen. Wir halten fest: Die wichtigste Ausstattung der freien Stadt betraf den agrarischen Bereich, näherhin Getreideanbau und -verarbeitung. Getreide war im 12./13. Jahrhundert, einer Zeit mit wachsender Bevölkerungszahl und einem beeindruckenden wirtschaftlichen Aufschwung in Europa, das eindeutig wichtigste Nahrungsmittel. Diejenigen Gebiete im nördlichen Europa, die den steigenden Getreidebedarf nicht mehr durch den Anbau im eigenen Land decken konnten – wie Flandern, Norwegen oder England –, mussten die fehlenden Mengen durch Importe ausgleichen. Der Getreidehandel bildete die entscheidende Grundlage für die Einbeziehung des in großen Teilen bisher vergleichsweise dünn besiedelten Gebietes zwischen Elbe und Oder in den weiträumigen Handelsaustausch im Rahmen der Hanse. Zahlreiche neue Siedler aus dem Westen ließen sich östlich der Elbe nieder. Seit dem

<sup>18</sup> Lieselott Enders, Entstehung und Entwicklung der uckermärkischen Städte im hohen Mittelalter, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 13 (1986), S. 19-52, hier S. 31-33 u. 40f.; dies., Uckermark (wie Anm.8), S. 69f.

<sup>19</sup> So irrtümlich übersetzt in: Urkunden und erzählende Quellen (wie Anm.1), S. 331.<sup>20</sup> Mecklenburgisches Urkundenbuch, Bd.2, Schwerin 1864, Nr.1194; Urkunden und erzählende Quellen (wie Anm.1), Nr.76.

späten 12. Jahrhundert, vor allem im 13. Jahrhundert, wurden alle nur einigermaßen für den Getreideanbau nutzbaren Böden unter den Pflug genommen, auch solche, über die sich heute wieder Wald erstreckt. In Gegenden mit bisher schon genutzten guten Böden wie im Uckerland wurde der Getreideanbau intensiviert. Die Äcker wurden vermessen, und von den an die Bauern vergebenen Hufen wurden feste jährliche Abgaben in Form von Getreide oder Geld erhoben – ein Anreiz zur Steigerung der Produktion. In dem westlich an das Uckerland angrenzenden Land Stargard, das die Markgrafen von Brandenburg 1236 von Pommern erworben hatten, galten schon 1270 „alle Äcker als vermessen“ (was sicher nicht wörtlich zu nehmen ist).<sup>20</sup>

Die Getreideüberschüsse wurden in Marktorten gesammelt und über sie in den Fernhandel gebracht. Solche Orte wurden seit der Mitte des 12. Jahrhunderts im Mittelelberraum mit Magdeburger Recht privilegiert – zuerst 1159 (Groß-)Wusterwitz bei Brandenburg durch Erzbischof Wichmann von Magdeburg und etwa gleichzeitig (um 1160) Stendal in der Altmark durch Markgraf Albrecht den Bären.<sup>21</sup> Den Kern des Magdeburger Rechtes bildete das Marktrecht, und dies nicht nur für den eigentlichen Marktverkehr, sondern umfassender als Recht eines Ortes, dessen vornehmste Funktion die des Marktes und dessen räumliches Zentrum der Marktplatz war. Im 13. Jahrhundert wurden größere und komplexere Städte nach Magdeburger oder einem davon abgeleiteten Stadtrecht gegründet (an der Küste solche nach Lübecker Recht). Zu den Städten mit Magdeburger Recht gehörte Prenzlau, zu denen mit Brandenburger Recht, einem Magdeburger Tochterrecht, beispielsweise Berlin, das zur selben Zeit wie Prenzlau privilegiert und ausgebaut wurde.<sup>22</sup>

Bevor wir noch einmal auf die Hufen und Mühlen zurückkommen,

<sup>20</sup> Mecklenburgisches Urkundenbuch, Bd.2, Schwerin 1864, Nr.1194; Urkunden und erzählende Quellen (wie Anm.1), Nr.76.

<sup>21</sup> Winfried Schich, Marktgründungen im Elbe-Saale-Raum um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Überlegungen auf der Grundlage der Kührener Urkunde von 1154, in: Ostsiedlung und Landesausbau in Sachsen. Die Kührener Urkunde von 1154 und ihr historisches Umfeld, hg. v. Enno Bünz, Leipzig 2008, S. 321-335 (=Schriften zur Sächsischen Geschichte und Volkskunde, 23).

<sup>22</sup> Winfried Schich, Das mittelalterliche Berlin (1237-1411), in: Geschichte Berlins, hg. v. Wolfgang Ribbe, Bd.1, Berlin 1987 (3.Aufl.2002), S. 139-248, hier S. 158-188 (=Berlin-Forschungen der Historischen Kommission zu Berlin, 2/1); jetzt auch Ders., Die Grabungen im Stadtkern von Berlin und ihre Bedeutung für die Landesgeschichte, in: Miscellanea Archaeologica IV. Festschrift für Wilfried Menghin, Petersberg 2010, S. 90-104 (=Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, 32).

setzen wir die Betrachtung des Wortlauts unserer Urkunde fort: „Die Förderung dieser Stadt (*cuius civitatis promotionem*) haben wir weisen und umsichtigen Männern – Walter, der ihr Schultheiß (prefectus) sein wird, Jordan und seinem Bruder, Willikin mit Esyk, Heinrich mit Elias und Paul aus Stendal – die von uns diesen Ort erhalten haben (*qui a nobis hunc locum receperunt*), in der Weise übertragen,“ dass bis zum nächsten Martinsfest, also bis zum 11. November 1235, und anschließend nach Ablauf von weiteren drei vollen Steuerfreijahren zum Aufbau der Stadt, also vom 11. November 1238 an, von jeder Hufe ein halber Vierdung, das ist eine achtel Mark, gezahlt werden muss. Das Martinsfest war der übliche Zinstag nach der Ernte.

Die acht Lokatoren, wie sie in anderen zeitgenössischen Urkunden genannt werden, organisierten den „Bau der Stadt“ (*civitatem edificandam*) einschließlich der Besetzung der Haus- und Hofstätten innerhalb derselben und der Hufen in der zugehörigen Gemarkung außerhalb. Für ihre Auslagen erhielten sie je zehn, also zusammen 80 Hufen, und den dritten Teil der stadtherrlichen Einkünfte, darunter von den Haus- und Hofstätten, und sie bildeten die erste Vertretung der Bürgergemeinde in Gestalt des Stadtschultheißen und der sieben Schöffen. Zumindest einer der acht Lokatoren kam aus Stendal, sehr wahrscheinlich waren es mehrere oder vielleicht sogar alle; der Wortlaut erlaubt hier keine Entscheidung. Wer die Kosten zum Bau der Mühlen tragen würde, sollte ebenfalls ein Drittel der dem Stadt- und Landesherrn zustehenden Abgaben aus ihnen erhalten.

Mit anderen Worten: Der Herzog zog kapitalkräftige und fachkundige Männer zum Ausbau der Stadt heran und überließ ihnen jeweils zehn Hufen – ein durchschnittlicher Bauernhof hatte in der Regel zwei Hufen – und einen Anteil an den landesherrlichen Einkünften, wozu auch diejenigen aus dem Stadtgericht gehörten. Zuletzt erfahren wir aus der Urkunde eine Vergünstigung für alle Prenzlauer Kaufleute, von denen sicher einige maßgeblich am Aufbau der Stadt beteiligt waren: Sie zahlten künftig im ganzen Land des Herzogs keinen Zoll (*per totam terram nostram thelonea non solvent*). Sie sollten den Fernhandel, nicht zuletzt den Getreideexport, über Prenzlau befördern.

Viele von diesen Kaufleuten dürften vom Mittelberaum gekommen sein. Prenzlau lag an dem Fernweg, der diesen aufstrebenden Raum

mit Stettin verband und der zwischen Prenzlau und Stettin 1237 als „Königsweg“ (*via regia*), das heißt als unter besonderem herrschaftlichem Schutz stehender Weg, bezeichnet wurde. Auf Verbindungen zu Stendal weisen neben der Herkunft mindestens eines der Lokatoren auch sonstige Parallelen hin. Dies gilt für die Namen der Familien von Bismarck und von Braunschweig, die in beiden Städten zur bürgerlichen Führungsgruppe gehörten.<sup>23</sup> Ein weiteres Indiz: 1278 bestätigten die Markgrafen von Brandenburg der Stadt Prenzlau das Magdeburger Recht in der Form, in der die Bürger der altmärkischen Städte Stendal und Gardelegen es handhabten.<sup>24</sup> Herzog Barnim hatte offenbar die Kaufleute, die zwischen dem Mittelelbe- und dem Odermündungsraum über Prenzlau Handel trieben oder künftig Handel treiben wollten und sollten, mit zum Aufbau einer ansehnlichen Stadt in günstiger Verkehrslage im Zentrum der fruchtbaren Getreidebaulandschaft des Uckerlandes herangezogen. Der Export des Getreides erfolgte im 13. Jahrhundert überwiegend auf dem Wasserweg, nämlich die Ucker abwärts bis zur Küste.<sup>25</sup>

Der Wortlaut der Urkunde macht deutlich, dass 1234 nicht nur der bestehende Ort mit Magdeburger Recht privilegiert wurde, sondern dass auch vorgesehen war, die Stadt auf neuer Grundlage zumindest in Teilen neu zu bauen. Nach Beratungen mit Fachleuten schuf Herzog Barnim die Grundlage für den Bau einer für den binnenländischen Raum zwischen Elbe und Oder großen Stadt nach den modernsten Grundsätzen der Zeit. Dafür diente auch die großzügige Überlassung von Hufen, der wir uns noch einmal zuwenden wollen, um auf dem Weg zum Verständnis des Charakters der neuen Stadt noch einen Schritt weiter zu kommen.

Die Hufenausstattung war bei den im 13. Jahrhundert gegründeten und ausgebauten Städten östlich der Elbe zwar allgemein üblich, doch Prenzlau erhielt eine ungewöhnlich große Landausstattung.<sup>26</sup> Das etwa gleichzeitig ausgebaute Berlin besaß 120, die Schwesterstadt Cölln 42 Hufen.<sup>27</sup> Die

<sup>23</sup> Vgl. Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 34.

<sup>24</sup> Codex diplomaticus Brandenburgensis, bearb. v. Adolph Friedrich Riedel, R.I, Bd.21, Berlin 1861, S. 93f. Nr.8.

<sup>25</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 49f.

<sup>26</sup> Vgl. Hermann Krabbo, Die Stadtgründungen der Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg (1220-1267), in: Archiv für Urkundenforschung 4 (1912), S. 255-299, hier Tabelle nach S. 272; Dietmar Lucht, Die Städtepolitik Herzog Barnims I. von Pommern 1220-1278, Köln-Graz 1965, S. 130 (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, V, 10).

<sup>27</sup> Schich, Das mittelalterliche Berlin (wie Anm.22), S. 161f.



15 Feldmark von Prenzlau mit eingezeichneter Landwehr auf den Urmessschblättern 1235, 1236, 1320 und 1321 von 1826 und 1827 (Ausschnitte)

■ Wüstung

? Lage vermutet

--- Ehemalige Landwehr bzw. Gemarkungsgrenze

(Ergänzt nach der Gemeindegrenze Ende des 19. Jahrhunderts,

Messschblätter 1235/2648 von 1883, 1236/2649 von 1888, 1320/2748 von 1884 und 1321/2749 von 1887.)

Ergänzung:

Zeichnung:

Winfried Schich 2008

Ellen Franke 2008

Feldmark von Prenzlau mit eingezeichneter Landwehr auf den Urmessschblättern von 1826 und 1827. Aus: Geschichte der Stadt Prenzlau, hg. v. Klaus Neitmann und Winfried Schich, Horb am Neckar 2009, S. 36.

Hufenzahl von Berlin entsprach der von zwei, die von Prenzlau der von fünf „modernen“ großen „Hufendörfern“ (mit rund 60 Hufen). Die Aufnahme des agrarischen Elementes in die neue „freie Stadt“ diente nicht etwa vorrangig der Selbstversorgung der Bürger mit Nahrungsmitteln. Mit den Hufenbauern wurde vielmehr zugleich die Anzahl der Bewohner erhöht, die mit ihren Händen und – dies ist wichtig – mit ihren Fuhrwerken zum Bau und Unterhalt der Wehranlagen und zu sonstigen kommunalen Baumaßnahmen beitragen konnten und mussten, und zwar an einem Ort, dessen im nichtagrarischen Bereich (Handel und Handwerk) tätigen Bewohner an Zahl allein nicht ausreichten.<sup>28</sup> Die Menge der Verteidiger stieg so ebenfalls an. Die „freie“ Bürgerstadt sollte auch die fortifikatorische Funktion einer Burg mit übernehmen. Sie sollte also nicht nur als „Marktstadt“, sondern zugleich als „Großburg“ dienen, die nicht von Dienstmannen und von Burgmannen, also berufsmäßigen Verteidigern, sondern von den wirtschaftlich aktiven Bewohnern selbst unterhalten und verteidigt wurde. Sie sollte Kaufleute, Handwerker und Ackerbauern in einer Bürgergemeinde innerhalb eines Siedlungskörpers besonderen Rechts zusammenfassen, in dem diese frei und sicher leben und arbeiten konnten sowie zum weiteren wirtschaftlichen Aufbau des Landes beitragen sollten.

Als eine der ersten Maßnahmen müssen wir die Absteckung des Stadtgebietes vermuten,

<sup>28</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 35; vgl. Ders., Die Entstehung des Städtewesens im Havelland: Die großen Städte, in: Das Havelland im Mittelalter. Untersuchungen zur Strukturgeschichte einer ostelbischen Landschaft in slawischer und deutscher Zeit, hg. v. Wolfgang Ribbe, Berlin 1987, S. 341-381, hier S. 364f. (=Germania Slavica, 5).

in dem das Magdeburger Recht galt. Vielleicht stand am Anfang eine provisorische Holzumwehrung, wie dies für Landsberg an der Warthe (Gorzów Wielkopolski) 1257 überliefert ist, bevor dann eine Befestigung folgte, die sich ebenso wie in anderen Städten dieser Zeit – so nachweislich in Frankfurt (Oder) und Landsberg sowie vermutlich auch in Berlin – aus Wall, Graben und Palisaden zusammensetzte.<sup>29</sup> Die steinerne Umwehrung wurde in Prenzlau erst seit dem späten 13. Jahrhundert errichtet. Die umwehrte Fläche Prenzlaus umfasste ca. 47 ha und war damit ebenso groß wie diejenige des sehr wahrscheinlich zur selben Zeit ausgebauten Berlin (ohne Cölln).<sup>30</sup> Vergleicht man die beiden Stadtgrundrisse, so kann man den Eindruck gewinnen, dass deren Größe und Form für eine vergleichsweise große Stadt an einem Gewässer im Raum östlich der Elbe in den 1230er Jahren als besonders geeignet angesehen wurde. Die Rekonstruktion der naturräumlichen Situation von Prenzlau auf geologischer Grundlage zeigt, dass stärkere Befestigungsanlagen vor allem auf der Ostseite der Stadt erforderlich waren. Auf den anderen Seiten konnten Gewässer oder feuchte Senken zumindest einen gewissen Schutz bieten.<sup>31</sup>

Die neue Stadt wurde zum Teil sicher auf „Vorrat“ angelegt, das heißt: bei weitem nicht die gesamte Fläche wurde sofort bebaut. Zunächst nahm die Stadt die an Ort und Stelle und in der näheren Umgebung bereits lebenden Menschen auf. Die seit dem späten 12. Jahrhundert bestehende Siedlung im Südwestteil der neuen Stadt behielt ihre Struktur weit über das 13. Jahrhundert, bis in das 14./15. Jahrhundert, bei; sie wurde also unverändert in die neue Stadt einbezogen.<sup>32</sup> Die Metallhandwerker, die die ältere Siedlung im Nordwesten vor allem geprägt hatten, wurden, wie man vielleicht aus dem archäologischen Befund folgern kann, in den Nordosten, innerhalb des Blindower (Stettiner) Tores, umgesiedelt.<sup>33</sup>

Hinzu kamen die Bauern aus den Dörfern der näheren Umgebung, die zugunsten der Zuweisung der 300 Hufen an die Stadt aufgegeben wurden.

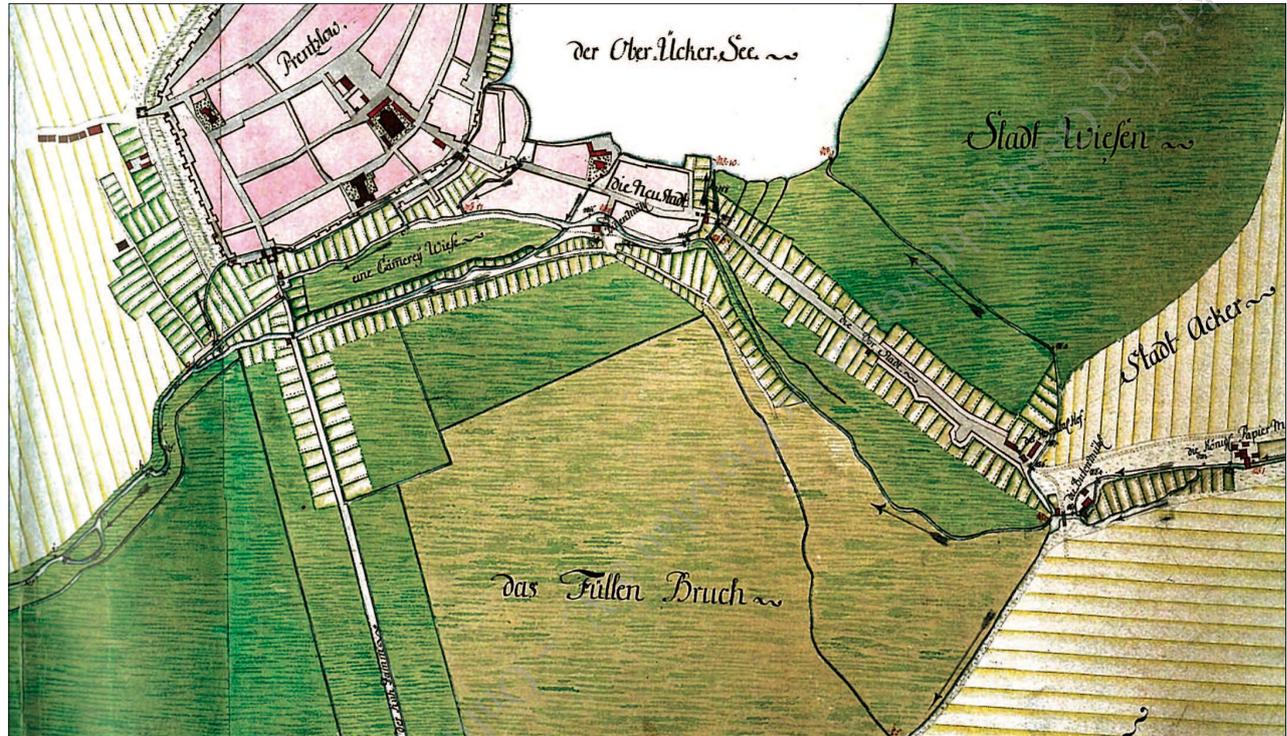
<sup>29</sup> Vgl. Schich, Die Grabungen (wie Anm.22), S. 96.

<sup>30</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 58.

<sup>31</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), Textteil, S. 293-298 mit Abb.103; Ders., Von der slawischen Siedlung (wie Anm.2), S. 123.

<sup>32</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), Textteil, S. 154-198; Ders., Von der slawischen Siedlung, S. 125.

<sup>33</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung, Textteil, S. 55-61, 102-105 u. 305f.



Ucker und Strom (früher: Uckeritz) mit der Binnen- und Butenmühle (Draußenmühle) auf einer Karte von 1754/56 im Geheimen Staatsarchiv Berlin-Dahlem; GStA PK Berlin, XI. HA Karten, Allg. Kartensammlung, A 50778. Aus: Geschichte der Stadt Prenzlau, hg. v. Klaus Neitmann und Winfried Schich, Horb am Neckar 2009, S. 37.

Zu ihnen gehörte das Dorf Wollentin, das der Herzog mit dem Stift Gramzow eintauschte und zur städtischen Gemarkung legte, – die heutige Siedlung stammt erst von 1866 – und sehr wahrscheinlich das Dorf *Mocle* (wohl am Krümmen See südlich von Alexanderhof), das der Herzog vom Kloster Stolpe im Tausch erwarb.<sup>34</sup> Die Prenzlauer Gemarkung wurde durch eine Landwehr begrenzt und gesichert, deren Verlauf auf dem Urmesstischblatt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch gut zu verfolgen ist.<sup>35</sup> Innerhalb derselben befanden sich dem archäologischen Befund zufolge einst noch weitere ländliche Siedlungen, die ebenfalls der Anlage der Stadt zum Opfer gefallen sein dürften.<sup>36</sup> Der Ausbau Prenzlau zur geschlossenen „freien Stadt“ bedeutete also zugleich eine Siedlungskonzentration.

Man kann vermuten, dass sich Ackerbauern in der heutigen Baustraße niedergelassen und von hier aus ihre Äcker bestellt haben. Darauf deuten jedenfalls der Name und die Randlage der Straße ebenso wie Parallelfälle in anderen Städten hin.<sup>37</sup> Der archäologische Befund kann diese Annahme für Prenzlau freilich bisher nicht bestätigen. Im nördlichsten Teil der Baustraße fanden vielmehr die erwähnten Metallhandwerker ihren Platz. Das gesamte regelmäßige Straßennetz, das sich in Prenzlau seit dem ältesten Plan von 1722 zeigt, ist den archäologischen Forschungsergebnissen zufolge erst das Ergebnis einer Jahrhunderte langen Entwicklung (bis nach dem Dreißigjährigen Krieg), allerdings in den vorgegebenen Bahnen des 13. Jahrhunderts.<sup>38</sup> Das Rückgrat der neuen Anlage wurde um/nach 1234 geschaffen, und zwar auf bisher unbebautem Gelände im Ostteil der umwehrten Stadt. Bohlenwege, die durch die beiden Haupttore im Norden und Süden, Blindower (Stettiner) und Steintor, führten, konnten dendrochronologisch in die 1240er Jahre datiert werden.<sup>39</sup> In denselben Zeitraum gehören nördlich vom Markt der von diesem ausgehende

<sup>34</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 35-37.

<sup>35</sup> Abbildung ebenda, S. 36. Vgl. Alfred Hinrichs, Die Prenzlauer Landwehr, in: Mitteilungen des Bezirksfachausschusses für Ur- und Frühgeschichte Neubrandenburg 13 (1966), S. 18-24.

<sup>36</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), S. 26-37 mit Abb. 11-15; Ders., Von der slawischen Siedlung (wie Anm.2), S. 124 mit Abb.3.

<sup>37</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 35 u. 51.

<sup>38</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), passim; Ders., Von der slawischen Siedlung (wie Anm.2), S. 124-127.

<sup>39</sup> Schulz, Stettiner Tor (wie Anm.2); Ders., Steintor (wie Anm.2).

Teil der Butterstraße und die Judenstraße (Friedrichstraße und Straße des Friedens). Im Zentrum der Stadt wurde ein großer Platz von der bürgerlichen Bebauung freigehalten, und zwar für wirtschaftliche Zwecke und für den Bau der neuen Hauptkirche der Bürgerschaft, St. Marien. Bevor wir uns den Kirchen zuwenden, wollen wir uns noch kurz mit den Mühlen beschäftigen, deren Bau der Urkunde von 1234 zufolge ebenfalls vorgesehen war.

Die Nutzung der Wasserkraft zum Mahlen des Getreides wurde im Raum zwischen Elbe und Oder ebenso wie im benachbarten Polen im 12. Jahrhundert als Innovation eingeführt und erlebte während des 13. Jahrhunderts „als wichtigstes Folgegewerbe der neuen ‚modernen‘ Landwirtschaft“ und als Bestandteil des Landesausbaues eine überaus weite Verbreitung.<sup>40</sup> Selbst an kleinsten fließenden Gewässern wurden Mühlen errichtet. Die frühesten Wassermühlen sind im ländlichen Bereich an kleinen Bächen nachgewiesen.<sup>41</sup> Im 13. Jahrhundert, als zahlreiche Städte planvoll angelegt oder ausgebaut wurden, erfolgte dann die räumliche Verbindung der Wassermühle mit der Stadt. Die Mühle erweiterte deren zentralörtliche Funktionen, weil auch die Bauern umliegender Dörfer ihr Getreide in der städtischen Mühle mahlen ließen. Das Prenzlauer Privileg ist eine der wenigen und frühen Urkunden, die die Anlage der Stadt in Verknüpfung mit einer oder mehreren Wassermühlen erwähnen; die Begründung (weil die Bewohner ohne sie nicht auskommen können) ist wohl einmalig.

Die Situation der ersten Mühlen in Prenzlau ist noch nicht hinreichend geklärt.<sup>42</sup> Das notwendige fließende Wasser konnte einerseits die Ucker liefern, andererseits die Uckeritz, das heißt der Ucker-Nebenfluss (später Strom genannt), der die Landschaft westlich von Prenzlau entwässerte und gegenüber der Altstadt in die Ucker mündete. Eher für die Ucker spricht wohl die Tatsache, dass der Unteruckersee nach 1234 um etwa

<sup>40</sup> Michael Mitterauer, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*, 4. Aufl. München 2004, S. 23.

<sup>41</sup> Winfried Schich, *Die havelländische Mühle Klinke und die Frühzeit der Wassermühlen in der Mark Brandenburg*, in: „Die Dinge beobachten...“ Archäologische und historische Forschungen zur frühen Geschichte Mittel- und Nordeuropas. Festschrift für Günter Mangelsdorf zum 60. Geburtstag, hg. v. Felix Biermann, Ulrich Müller u. Thomas Terberger, Rahden/Westf. 2008, S. 437-450 (=Archäologie und Geschichte im Ostseeraum, 3).

<sup>42</sup> Vgl. Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 37f. mit Abb.16.

zwei Meter aufgestaut und ein in Holz gefasster Kanal um 1250 bei der Sabinikirche angelegt wurde, doch nutzte man in dieser Zeit auch gerne einen Nebenbach zur Anlage der ersten Mühle. Zudem werden 1262 erstmals im Bereich der Neustadt zwei Mühlen erwähnt: eine innerhalb der Stadt (*infra oppidum*), die andere bei ihr (*prope oppidum*).<sup>43</sup> Man würde sie gerne mit der späteren Binnen- und der Draußenmühle gleichsetzen. Aber dies bleibt vorläufig unsicher. Es ist nicht auszuschließen, dass diese beiden Mühlen 1234 bereits bestanden.

Sicher ist, dass die „freie Stadt“ Prenzlau nicht nur eine einfache Handels- und Gewerbestadt sein sollte, sondern ein komplexer und gut befestigter Mittelpunkt einer ergiebigen Agrarlandschaft. Getreideanbau, -verarbeitung und -handel sollten neben dem üblichen Nahmarkt ihr wichtiges wirtschaftliches Fundament bilden. Erst die Einbeziehung des Ackerbaues in die Handels- und Gewerbestadt bot in dieser Zeit in diesem Raum die hinreichende Grundlage für den Aufbau einer vergleichsweise großen Stadt.

Bereits wenige Jahre nach Gründung der „freien Stadt“ erscheint auf der anderen Seite der Ucker eine „Neustadt“. 1250 wird nämlich die Lage der Sabinikirche mit „in der Neustadt“ (*in nova civitate*) angegeben.<sup>44</sup> Der Teil Prenzlaus mit der Burg und der ältesten Kirche war folglich inzwischen ebenfalls in der Form der kommunalen Stadt angelegt worden. Diese brachte es allerdings wohl nie, jedenfalls nicht auf Dauer, zur Selbständigkeit; später erscheint sie als fünftes „Viertel“ Prenzlaus.<sup>45</sup> Ungeachtet des archäologischen Befundes, demzufolge neben Burg und Kirche spätslawische Siedlungsnachweise bisher fehlen,<sup>46</sup> muss man diesen Teil des slawischen Prenzlau weiterhin für einen seiner Kerne halten, weil sich hier das weltliche und kirchliche Zentrum der „Stadt“ befand, die sich beiderseits der Ucker herausbildete – auch wenn deren wirtschaftlicher Schwerpunkt rechts der Ucker zu suchen ist.

Die Urkunde von 1250, in der die Neustadt erstmals erwähnt wird,

<sup>43</sup> Lieselott Enders/Friedrich Beck, Zur Geschichte des Nonnenklosters in Prenzlau und seiner Überlieferung, in: Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus 8 (1984), S. 158-190, hier S. 168 Nr.2.

<sup>44</sup> PUB I, Nr.511.

<sup>45</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 38.

<sup>46</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), Textteil S. 222-232 u. 322f.; Schulz, Von der slawischen Siedlung (wie Anm.2), S. 127.

führt uns zu den Kirchen, die im 13. Jahrhundert in Prenzlau bestanden.<sup>47</sup> Mit der Urkunde verlieh Herzog Barnim den Schwestern des Maria-Magdalenenklosters bei der Sabinikirche in der Neustadt das Patronat über die Pfarrkirche St. Marien einschließlich von deren Filialkirchen St. Jakobi, St. Nikolai und St. Sabini.<sup>48</sup> Im kirchenrechtlich strengen Sinne bildete die Stadt Prenzlau zusammen mit der Neustadt nur einen Pfarreibezirk, eben den der Marienkirche. Diese war die eigentliche Bürgerkirche. Normalerweise war die älteste Kirche am Ort die Hauptpfarrkirche. Es ist bemerkenswert, dass in Prenzlau diese Funktion auf die am Markt im Zentrum der neuen Stadt errichtete Kirche übertragen wurde. Auch diese Tatsache zeigt, dass mit der „freien Stadt“ ein Neuanfang gemacht wurde. Es ist zu betonen, dass alle vier Prenzlauer Kirchen als solche 1250 zum erstenmal erwähnt wurden, und dies bereits 16 Jahre nach der Privilegierung der freien Stadt.

Die Reihenfolge des Baues der Kirchen kann nur auf indirektem Wege zu ermitteln versucht werden.<sup>49</sup> Eine Kirche bestand, wie aus der Nennung eines Priesters zu schließen ist, bereits 1187. Dies kann nach einhelliger Ansicht nur die Sabinikirche gewesen sein, die durch ihr ungewöhnliches Patrozinium und durch die Lage bei der Burg herausragt. Die Patrozinien in der ausgebauten Stadt rechts der Ucker waren in den nordostdeutschen Städten allgemein verbreitet.<sup>50</sup> Am Anfang steht in der Regel die Nikolaikirche in der frühen Markt- und Kaufleutesiedlung, gefolgt von der Marienkirche im Kern der ausgebildeten Bürgerstadt und schließlich von der Jakobikirche in der Neustadt. Die Prenzlauer Jakobikirche passt nicht in diese Reihe. Ihre Anfänge sind bisher ganz unsicher. Viele nahmen an, dass sie ebenso wie die Nikolaikirche bereits vor 1234 entstand, entweder als Kirche eines Dorfes oder als Kirche von deutschen Kaufleuten, die über Prenzlau nach Stettin Handel trieben; in Stettin bestand nämlich bereits

<sup>47</sup> Vgl. Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 30 u. 53-57; zu den Kirchenbauten Ernst Badstübner/Dirk Schumann, Zur mittelalterlichen Kunst- und Architekturgeschichte der Stadt Prenzlau, in: Geschichte der Stadt Prenzlau (wie Anm.1), S. 353-391.

<sup>48</sup> Vgl. allg. Frauenstifte – Frauenklöster und ihre Pfarrkirchen, hg. von Hedwig Röckelein (Essener Forschungen zum Frauenstift 7), Essen 2009.

<sup>49</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 30.

<sup>50</sup> Karlheinz Blaschke, Kirchenorganisation und Kirchenpatrozinien als Hilfsmittel der Stadtkernforschung, in: Stadtkernforschung, hg. v. Helmut Jäger, Köln-Wien 1987, S. 23-57, erneut in: Ders., Stadtgrundriss und Stadtentwicklung. Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte. Ausgewählte Aufsätze, hg. v. Peter Johaneck, Köln-Weimar-Wien 1997, S. 131-162.

am Ende des 12. Jahrhunderts eine Jakobikirche „der Deutschen“. Nach dem archäologischen Befund kann die Jakobikirche aber kaum vor der Mitte des 13. Jahrhunderts gebaut worden sein.<sup>51</sup> Es spricht sogar einiges dafür, dass sie 1250 überhaupt erst in Planung war. Wenn dies richtig sein sollte, so kann man sogar mit einer gemeinsamen Planung von Marien- und Jakobikirche rechnen, und es drängt sich dann ein Vergleich mit Stendal auf, wo wir auf dieselbe Kirchentopographie mit der Abfolge St. Nikolai, St. Marien, St. Jakobi von Süd nach Nord treffen wie in Prenzlau. Eine solche Planung wäre allerdings ganz ungewöhnlich. Wir müssen daher wohl mit dem Zufall rechnen.

Zu den Pfarrkirchen kam in der „Altstadt“ sicher ebenfalls bereits vor 1250 ein Kloster hinzu: das Franziskanerkloster, gestiftet wohl entweder vom pommerschen Herzog oder vom zuständigen Bischof von Kammin. Wilhelm, der ehemalige Bischof von Kammin, wurde laut chronikalischer Überlieferung 1253 bei den Franziskanern bestattet; bei ihnen hatte er vermutlich seinen Lebensabend verbracht.<sup>52</sup> Die Franziskanerkirche muss zu dieser Zeit also bereits bestanden haben. Sie gehörte wohl mit zum Ausbau der Stadt Prenzlau nach 1234. Mit dem Bau der Klosterkirche, einer der frühesten des Franziskanerordens im östlichen Deutschland, am Höhenrand über der Uckerniederung erhielt die Stadt neben der Hauptbürgerkirche St. Marien an ihrer Westseite eine zweite städtebauliche Dominante.<sup>53</sup> Die Franziskaner lebten als Angehörige eines vor allem auf die Stadt ausgerichteten Bettelordens von Almosen und betrieben Seelsorge unabhängig von den Pfarreigrenzen in der Stadt und dem umliegenden Land. Sie waren nicht mit Landbesitz ausgestattet – anders als die Gemeinschaft der Nonnen in der Neustadt, die in strenger Klausur lebten.

Das Kloster der „büßenden Schwestern des Ordens der hl. Maria Magdalena“ wurde vor 1250 bei der alten Sabinikirche gegründet, vermutlich von einem Mitglied des pommerschen Herzoghauses, das vielleicht mit

<sup>51</sup> Schulz, Die strukturelle Entwicklung (wie Anm.2), Textteil, S. 105f.

<sup>52</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 39.

<sup>53</sup> Badstübner/Schumann, Zur mittelalterlichen Kunst- und Architekturgeschichte (wie Anm.47), S. 370; demnächst Winfried Schich, Die Gründung des Franziskanerklosters in Prenzlau und die Situation des Klostergrundstücks am Rand der Stadt, in: Bernd Janowski/Dirk Schumann, Brandenburgische Franziskanerklöster und norddeutsche Bettelordensbauten, T.2 (in Vorbereitung).

der Förderung eines in dieser Zeit im Westen Deutschlands beliebten Frauenordens ebenso wie mit der Gründung der „freien Stadt“ dem Zug der Zeit folgen wollte.<sup>54</sup> Der Orden wurde um 1225 im Zusammenhang mit den religiösen Reformbestrebungen in Deutschland gegründet, um nicht zuletzt Prostituierten, die keine Ehe eingehen konnten, die Möglichkeit zu bieten „vom Bordell (*de prostibulo*) ins Kloster zu flüchten“, wie es im Bestätigungsschreiben Papst Gregors IX. von 1227 heißt.<sup>55</sup> Man muss allerdings berücksichtigen, dass schon früh auch andere Frauen, aus Bürgertum und Adel, ebenfalls in die Maria-Magdalenenklöster eintraten. Das Prenzlauer Kloster dieses Ordens war im brandenburgisch-pommerschen Raum eine Ausnahme; die meisten Niederlassungen befanden sich in west- und süddeutschen Städten. Das Kloster war mit Gütern ausgestattet, die zusammen mit den Pfarrkirchen und deren Besitzungen die wirtschaftliche Grundlage für die Gemeinschaft der Nonnen wie für die Pfarrgeistlichkeit bildeten. Der Name der westlich vom Prenzlauer Stadtkern gelegenen Sabinenklosterschäferei erinnert noch heute an den Besitz der Klostersgemeinschaft.

Herzog Barnim regelte die kirchlichen Verhältnisse in Prenzlau im März 1250, unmittelbar bevor er das nördliche Uckerland mit Prenzlau an die Markgrafen von Brandenburg abtrat.<sup>56</sup> Dem archäologischen Befund zufolge setzte kurz vor 1250 ein massiver Bauboom auch im privaten bürgerlichen Bereich ein;<sup>57</sup> darin zeigt sich nicht zuletzt der wirtschaftliche Erfolg der Privilegierung von 1234. Der Ausbau Prenzlaus setzte sich unter den Markgrafen fort. Bereits im Januar 1251 bestätigte Markgraf Johann I. der Stadt das Privileg Barnims von 1234 und genehmigte – als zusätzliche Vergünstigung – den Bau eines Kaufhauses (*theatrum*) mit Verkaufsräumen zum Nutzen der kaufmännischen Führungsgruppe;<sup>58</sup> diese monopolisierte den sogenannten Gewandschnitt, das heißt den Detailverkauf von Tuchen, in ihren Verkaufsräumen. Aus dem Kaufhaus ging auch das Rathaus hervor. Es waren Angehörige derselben führenden

<sup>54</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 38.

<sup>55</sup> André Simon, L'Ordre des Pénitentes de Ste. Marie Madeleine en Allemagne au XIII<sup>e</sup>me siècle, Fribourg 1918, S. 180.

<sup>56</sup> PUB I, Nr.512 u. 513.

<sup>57</sup> Schulz, Ur- und Frühgeschichte (wie Anm.2), S. 26.

<sup>58</sup> PUB I, Nr.531.

Familien der Bürgerschaft, die im Erdgeschoss des kommunalen Gebäudes verkauften und im Obergeschoss zu Beratungen zusammenkamen.

Am Südrand der Stadt richteten die Markgrafen einen eigenen Hof ein, in dem sie bei Besuchen Prenzlau Unterkunft finden konnten.<sup>59</sup> Die Anlage eines Wohnhofes am inneren Rand einer bedeutenden Stadt entsprach dem Vorgehen der Markgrafen in ihrem bisherigen Herrschaftsgebiet. Das Kauf- und Rathaus im Zentrum und der landesherrliche Wohnhof am Rand innerhalb der geschlossenen Stadt, die wohl etwa seit 1270, mit markgräflicher Erlaubnis seit 1287, mit einer Steinmauer befestigt wurde,<sup>60</sup> spiegeln topographisch die beiden maßgeblichen Gewalten in der Stadt, die bürgerliche Führungsgruppe und den Landesherrn, wider. Diese gingen 1250 ein vielleicht noch engeres Bündnis zum gegenseitigen Vorteil ein, als es vorher in der pommerschen Zeit bestand. Diese Verbindung kann sogar allgemein als eine der Grundlagen für die erfolgreiche markgräflich-brandenburgische Expansion in Richtung Osten und Nordosten vermutet werden.

Einen Teil des markgräflichen Hofes trat 1275 Markgraf Johann II. an die Dominikaner, die sich schon seit einiger Zeit in Prenzlau aufhielten, zum Bau einer eigenen Niederlassung ab.<sup>61</sup> Mit der Gründung eines weiteren Bettelordensklosters in Prenzlau wurde erneut die zentralörtliche Funktion der Stadt gestärkt, denn die Dominikaner dehnten wie die Franziskaner ihre Seelsorgetätigkeit und das Sammeln von Almosen auch auf das umgebende Land aus. Die Wirtschaftskraft von Prenzlau und seiner Umgebung war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts anscheinend stark genug, um zusammen mit der landesherrlichen Förderung zwei derartige Gemeinschaften zu tragen. Dies war eine Seltenheit in der Mark Brandenburg; eine Parallele findet sich nur in den Doppelstädten Brandenburg und Berlin-Cölln.<sup>62</sup> Mit der Klosterkirche der Dominikaner

<sup>59</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 42f.

<sup>60</sup> Badstübner/Schumann, Zur mittelalterlichen Kunst- u. Architekturgeschichte (wie Anm.47), S. 353-357; künftig auch Schich, Gründung des Franziskanerklosters (wie Anm.53).

<sup>61</sup> Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause, bearb. v. Hermann Krabbo u. Georg Winter, Leipzig-München-Berlin 1910/55, Nr.1073 u. 1076 (=Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg).

<sup>62</sup> Vgl. Brandenburgisches Klosterbuch. Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, hg. v. Heinz-Dieter Heimann, Klaus Neitmann u. Winfried Schich mit Martin Bauch, Ellen Franke, Christian Gahlbeck, Christian Popp u. Peter Riedel, Bd.1 u. 2, Berlin 2007 (unv. Nachdr.2010), Bd.1, S. 44f. (Übersichtskarte von Ellen Franke), 146-171 (Berlin), 278-306 (Brandenburg), Bd.2, S. 958-990 (Prenzlau).

erhöhte sich die Zahl der Prenzlauer Kirchen auf sechs. Hinzu kamen bald noch drei Kapellen: die Johanniskapelle östlich vom Markt und die beiden Spitalskapellen Heiliggeist und St. Georg.<sup>63</sup> Bis auf die Johanniskapelle haben sich alle diese im 13. Jahrhundert vorhandenen Kirchen bis heute zumindest als Ruine erhalten. Sie künden von der Bedeutung, die die Stadt im späteren Mittelalter hatte.

Von der Arbeit und dem Schicksal der zahlreichen Kaufleute, Handwerker, Ackerbauern und Hilfskräfte sowie ihrer Familien in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und des Ausbaues der Stadt während des 13. Jahrhunderts erfahren wir aus den vorliegenden Quellen kaum etwas. Wir wissen nur, dass sie ebenso wie die im Umland produzierenden Bauern einen erheblichen Beitrag dazu geleistet haben, dass Prenzlau um 1300 eine der bedeutendsten und wohlhabendsten Städte in der Mark Brandenburg war. – Ich wünsche der heutigen Stadt Prenzlau und ihrer Bürgerschaft einen erneuten Aufschwung, damit sie sich zu einer der ansehnlichen und wohlhabenden Städte im Land Brandenburg entwickelt.

<sup>63</sup> Schich, Prenzlau (wie Anm.1), S. 56f.

# Neue archäologische Befunde am Dominikanerkloster in Prenzlau

Manfred Roeder, Berlin und Matthias Schulz, Prenzlau

Im Jahr 2009 ließ die Stadt Prenzlau die Freiflächen um das Dominikanerkloster herum, einschließlich des Nikolaikirchplatzes, neu gestalten. Dabei wurden Leitungen zur Abführung des Regenwassers verlegt und auf dem Nikolaikirchplatz musste ein neu geschaffener Brunnen an die Trinkwasserleitung angeschlossen werden. Eine weitere Baumaßnahme betraf das Pfarrhaus der Nikolaikirchgemeinde, die ehem. Bibliothek des Dominikanerklosters. Dieses Gebäude zeigte an der Süd- und an der Westfassade Ausblühungen im unteren Mauerwerksbereich, die auf aufsteigendes Wasser im Mauerwerk zurückgeführt wurden. Daher musste das Fundament des Gebäudes an der Westseite freigelegt werden. Die erforderlichen Erdingriffe wurden von der Firma „Archäologischer Service Roeder“, Berlin, fachlich begleitet<sup>1</sup>.

Der Graben für eine etwa Nord-Süd verlaufende Regenwasserleitung zwischen dem Kloster und der Steinstraße gestattete nach acht Jahren<sup>2</sup> erneut Einblicke in den hier zu vermutenden klösterlichen Wirtschaftshof. Bis in Bautiefe (ca. 1,5 m) zeigte sich eine homogene barocke, braune, lehmige Auffüllung, durchmengt mit Ziegelbruch, Kalkmörtelkrümeln und Keramikscherben aus dieser Zeit. Eine Auffüllung, die bei früheren Ausgrabungen (s. 26) auch vom Uckerwiek südlich des Klosters<sup>3</sup> und vom ganzen Gelände der Stadtverwaltung<sup>4</sup> bekannt ist. Sie wurde bei dieser Maßnahme auch unter dem „Waschhaus“ am Kloster weiter nach Süden bis fast an die Stadtmauer heran nachgewiesen. Der Grund für die starke Auffüllung größerer Bereiche der südlichen Altstadt ist im Stadtaufbau nach dem 30-jährigen Krieg zu suchen. Schon im Mittelalter hat man

<sup>1</sup> Grabungsnummern: Freiflächengestaltung UBO-2009-043; Pfarrhaus UBO-2009-069.

<sup>2</sup> 2002 wurde von der Diesterwegstraße bis zum Uckerwiek eine Fernwärmeleitung verlegt (Hahn-Weishaupt 2004).

<sup>3</sup> 2000 wurde im Uckerwiek zwischen Steinstraße und Sternstraße eine Trinkwasserleitung verlegt (Wittkopp 2003).

<sup>4</sup> 2006 wurden die Freiflächen um die Stadtverwaltung herum neu gestaltet (Roeder, Grabungskurzbericht UBO-2006-133, 11.01.2007).

versucht, das hier recht steil abfallende Gelände durch Anschüttungen einzuebnen. Nach der weitgehenden Zerstörung der Stadt bot sich im Rahmen des Wiederaufbaus die Chance, ohne große Rücksicht auf bestehende Gebäude und alte Eigentumsverhältnisse das Gelände neu zu regulieren.

Direkt nördlich und östlich der Nikolaikirche ließen sich mehrere Bauwerke nachweisen (Abb. 1). Ein neuzeitlicher Gebäuderest (Halle für den Leichenwagen, Befunde 28–31) wurde vor der Südostseite des Chores angeschnitten<sup>5</sup>. Insgesamt fanden (S. 27) sich drei barocke Gräfte südöstlich der Chores (Befunde 22–25), nordöstlich des Chores (Befunde

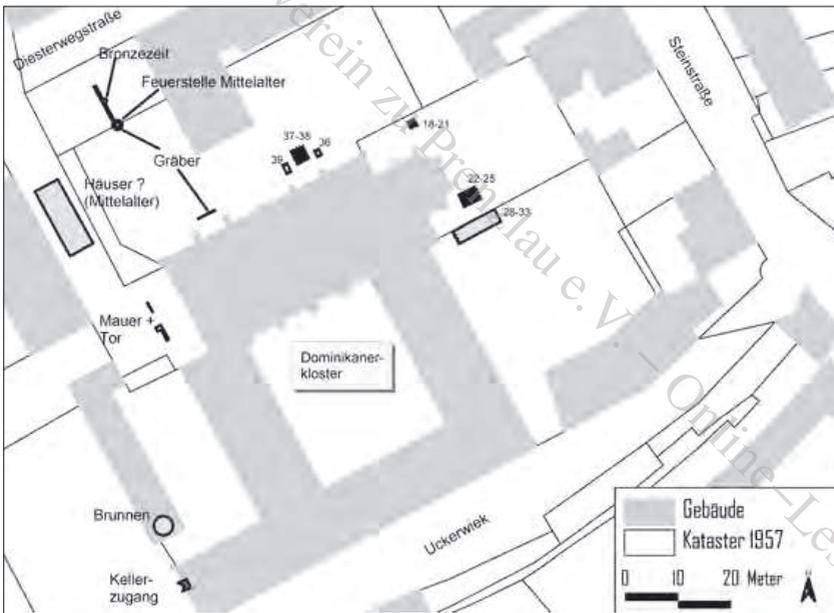


Abb. 1: Lage der 2009 freigelegten archäologischen Befunde. M. Roeder und M. Schulz

18–20) und 20 m westlich der letzteren (Befunde 37, 38). Mehrere lose Feldsteine und Bauschutt (Befunde 36, 39) waren hier in dem Bereich zu beobachten, wo noch auf dem Stadtplan von 1722 ein Anbau an der Kirche verzeichnet ist (Neitmann/Schich 2009, 103). Und schließlich wurden im

<sup>5</sup> Dieses Gebäude ist in den „Kunstdenkmälern“ abgebildet (Eichholz 1921, Taf. 32).

Leitungsgraben für den Regenkanal genau vor dem Nordportal der Kirche drei wohl barocke Gräber in nur 60 cm Tiefe angeschnitten.

Im Graben der Wasserleitung für den Brunnen auf dem Nikolaikirchhofplatz, die im südlichen Gehwegbereich der Diesterwegstraße eingebunden wurde, lag gleich am nördlichen Anfang eine durch den ehem. Friedhof bereits gestörte Siedlungsgrube aus der späten Bronzezeit. Sie gehört zu einer größeren Siedlung, die von der mittleren Bronzezeit bis in die frühe Eisenzeit im Süden der Altstadt bestand (Schulz 2009, 315–317).

Im weiteren Verlauf der Leitung wurden 11 barocke Gräber dokumentiert. (Abb. 2) (S. 28). Die oberste Lage begann in 1,3 m Tiefe,



Abb. 2: barocke Gräber vom Friedhof an der Nikolaikirche. M. Roeder

auf der Grabensohle in 1,6 m Tiefe war die unterste Lage von Gräbern noch nicht erreicht. Die meisten Bestatteten lagen in Holzsärgen, viele Skelette waren stark zersetzt. Bei Gräbern ohne Särge war die Knochenerhaltung dagegen recht gut. Die Skelette wurden von Frau Susanne Storch anthropologisch untersucht. Neben Karies und Parodontose konnten rheumatische Erkrankungen und Arthrose nachgewiesen werden. Besondere Pathologien wurden nicht festgestellt.

Am (S. 28) Südende der Leitung bog der Graben für die Brunnenbewässerung nach Osten ab, wurde hier auch etwas tiefer ausgeschachtet (bis

knapp 1,8 Meter). Dabei wurde die Oberfläche einer mittelalterlichen Siedlungsschicht freigelegt. Durch die Kleinheit des Ausschnitts ist eine klare Deutung der Befunde nicht möglich. Es zeigte sich eine leicht erhabene, durch Feuer rot verziegelte Lehmfläche, die wohl am ehesten einem Gebäudeteil zugeordnet werden kann. An der Südseite der heutigen

Diesterwegstraße entstand ab „kurz nach 1200“ eine Häuserzeile, die erst nach dem Stadtbrand 1483 weitgehend aufgegeben wurde (Schulz 2004, 375). Den ehem. Friedhof nördlich der Nikolaikirche legte man erst nach der Reformation im 16. Jh. an (Ungerath 2002, 129).

Interessante Fragen warfen einige Ausschachtungen an und vor der Westfassade der Nikolaikirche auf. Das Westportal der Kirche ist im 19. Jh. eingebaut bzw. erneuert worden (Dehio 2000, 885). Unter der heutigen Schwelle fand sich zunächst nur Erdreich. In einer Tiefe von etwa 65 cm unter der Oberkante der Schwelle verlief ein durchgängiges Mauerfundament, das dem Augenschein nach keine Fugen zum an-



Abb. 3: Westportal der Nikolaikirche, davor Mauer- und Torfundamente. M. Schulz

grenzenden Fundament erkennen ließ. Dies scheint die alte Frage zu beantworten, ob hier im Mittelalter tatsächlich ein Portal war. Da unter der modernen Türschwelle Erde angetroffen wurde, scheint die Vermutung bestätigt, dass ein mittelalterliches Portal im 19. Jh. durch ein neues ersetzt wurde. Die mittelalterliche Geländeoberfläche liegt hier 90 cm unter der heutigen Oberfläche (Neiningner u. a. 2007, 982). Allein durch

diese Anfüllung wäre ein mittelalterliches Portal heute nur noch stark eingeschränkt nutzbar. Bauhistorische Untersuchungen der freigelegten Wandabschnitte legen nahe, dass das heutige Portal im 19. Jh. von einer anderen Stelle im Kloster in die Westwand der Kirche versetzt wurde, aufgrund des modernen Geländeneiveaus etwa 90 cm höher als das mittelalterliche (Schumann 2009 a).

Für ein mittelalterliches Portal spricht auch ein Torbefund knapp 6m westlich der Kirche (Abb. 3). In der auf dem Stadtplan 1722 hier verzeichneten Friedhofsmauer lag direkt westlich des Kirchenportals ein Durchgang, von dem der südliche Torpfeiler gut erhalten war. Im Gegensatz zu anderen Toren ist dieses allerdings nicht auf dem Plan von 1722 eingezeichnet. Die Friedhofsmauer vor der Kirche ist sehr gut gearbeitet und vermutlich älter als die erfassten Mauerteile nördlich. Wahrscheinlich wurden hier die Reste eines frühneuzeitlichen Anbaus am Westgiebel der Kirche als Friedhofsmauer genutzt, von dem im Giebel bis heute die Löcher für die Dachsparren zu erkennen sind. Die Tür in diesen Anbau benötigte man vermutlich im 18. Jh. nicht mehr.

Unter der Fahrbahn des Nikolaikirchplatzes war der Untergrund stark humos, feucht und weich. Aufgrund der zu geringen Erdeingriffe konnten nur punktuell mittelalterliche Gruben, z.T. vermutlich verfüllte Holzkeller, nachgewiesen werden. Die hier zu vermutende mittelalterliche Häuserzeile lag etwa 6 m weiter östlich als heute, was mit den archäologisch nachgewiesenen Gebäuden des 13./14. Jh. unter der direkt nördlich anschließenden Schulzenstraße übereinstimmt (Schulz 2009, 164–165). Diese Gebäude könnten zum hier vermuteten landesherrlichen Hof der Askanier gehören, den der falsche Waldemar der Stadt am 05.09.1348 übereignete (ebd., 179–180). Die spärlichen Funde und wenigen Befunde lassen nicht auf eine besondere Bedeutung der Gebäude schließen. Um dieser Frage nachgehen zu können, hätte man die Ausgrabungen erheblich ausweiten müssen.

Für eine Überraschung sorgte die Freilegung der Westwand des Kellers des heutigen Pfarrhauses der Nikolaikirchgemeinde, dem ehem. Bibliotheksflügel vom Dominikanerkloster. Das Kloster entstand im Wesentlichen zwischen 1275 und der Mitte des 14. Jhs. (Hillebrand 2003, 132–141; Abriss bei: Neiningen u. a. 2007, 981–983, 988). Der bisher auf „um 1500“ datierte vermutliche Bibliotheksanbau mit sehr hohen Kellern (nach



Abb. 4: mittelalterlicher Kellerzugang im Westgiebel des Pfarrhauses der Nikolaikirch-  
M. Schulz



Abb. 5: Nische im Kellerzugang des Pfarr-  
M. Schulz

Westen verlängerter Südflügel) galt als letzte große Baumaßnahme am Kloster.

2009 zeigte sich an der Außenseite der westlichen Kellerwand des Pfarrhauses ein aufwändig gestalteter Kellereingang (3,1 m hoch, 1,51 m breit) mit spitzen Wandnischen und zwei seitlich angeordneten hohen Lichtschlitzen (Abb. 4, 5). Der Zugang durch dieses repräsentative Tor erfolgte über eine Rampe, das Erdreich wurde durch seitliche Stützwände gesichert. Bauhistorische Untersuchungen stellen den Eingang und den gesamten Keller in die 1. Hälfte des 14. Jh. (Schumann

2009 b). Die unteren Wandbereiche aller Keller unter dem Kloster ähneln sich in ihrer Bauweise sehr stark. Es darf daher vermutet werden, dass zumindest die Kellerwände etwa gleichzeitig angelegt wurden, lediglich die sichtbaren Geschosse entstanden nach und nach. Das bot auch Vorteile bei der Gestaltung des stark abschüssigen Geländes. Damit steht fest, dass das Kloster im Großen und Ganzen innerhalb von nur 60–70 Jahren entstand und nicht wie bisher vermutet erst über 200 Jahre nach Grundsteinlegung vollendet war.

Westlich des ehem. Klosters, im heutigen Pfarrgarten, sind die Wirtschaftsgebäude des Klosters zu lokalisieren (Buchholz o. J., 2; Schulz 2006, 21), der ab 12 m Tiefe Wasser führende Klosterbrunnen aus Feldsteinen, oben mit einem Innendurchmesser von 2,5 m (Buchholz o. J., 48), ist heute unterirdisch abgedeckt. Vermutlich erfolgte hier auch die Anlieferung von Waren von außerhalb des Klosters, was den repräsentativen Charakter des ehem. Kellereinganges erklären würde.

Die archäologischen Untersuchungen 2009 im Umfeld des ehem. Dominikanerklosters erbrachten trotz der sehr großen Untersuchungsfläche nur wenige Aussagen zur mittelalterlichen Stadtgeschichte. Dies ist auf die meist geringen Eingriffstiefen bei den Erdarbeiten zurückzuführen. So bedauerlich dies aus Sicht der Archäologie und Stadtgeschichtsforschung auch ist, die Bodendenkmalpflege freut sich über den schonenden Umgang mit der älteren Denkmalsubstanz, bleibt diese doch für zukünftige Forschungen erhalten. Die neuen Erkenntnisse zum Kloster selbst haben den Forschungsstand wesentlich erweitert. Das wohl doch vorhandene mittelalterliche Portal in der Westwand der Klosterkirche zwingt zu neuen Überlegungen zur Nutzung der Kirche. Der nun über 150 Jahre älter als bisher datierte Bibliotheksflügel verdeutlicht einerseits eindrucksvoll die Wirtschaftskraft Prenzlau in 13./14. Jh., andererseits eröffnen sich neue Denkmodelle zur Struktur und Funktionsweise des Klosters selbst.

## Literatur:

- K. G. Buchholz, St. Nikolai, Versuch einer Chronik (Prenzlau o. J. [1930/kurz danach]).
- G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Brandenburg. (Berlin 2000).
- P. Eichholz, Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg, Bd. 3, T. 1, Prenzlau (Berlin 1921).
- A. Hahn-Weishaupt, Bericht über die Fernwärmeerschließung in Prenzlau, Diesterwegstraße, UBO-2002-203 aus 2004 (unveröff.).
- H.-D. Heimann/K. Neitmann/W. Schich/M. Bauch, Brandenburgisches Klosterbuch. Brandenburg. Hist. Stud. 14 (Berlin 2007).
- K. Hillebrand, Das Dominikanerkloster zu Prenzlau. Untersuchungen zur mittelalterlichen Baugeschichte (München, Berlin 2003).
- F. Neininger u. a.: Prenzlau, Dominikaner. In: Heimann u. a. 2007, 978–987.
- K. Neitmann/W. Schich (Hrsg.), Geschichte der Stadt Prenzlau. Einzelveröff. Brandenburg. Hist. Komm. 16 (Horb am Neckar 2009).
- M. Schulz, Die Entwicklung des Ortes Prenzlau von den Anfängen bis ins 18. Jh., Strukturelle Analysen aus archäologischer Sicht. Bibl. Arch. Środkowego Nadodrza 2, 2004, 373–382.
- Ders., Prenzlau und seine Burgen. Mitt. Uckermärk. Geschver. 13, 2006, 17–29.
- Ders., Die Entwicklung Prenzlaus vom 10. Jh. bis 1722. Mat. Arch. Brandenburg 3, 2010 = Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau Bd. 9, 2010.
- D. Schumann, Prenzlau, Dominikanerkloster, Westportal der Klosterkirche, bauhistorische Berichte. Stand: 21.9.2009. UBO-2009-043 u. UBO-2009-069 (unveröff.).
- Schumann 2009 b
- Ders., Prenzlau, Dominikanerkloster, Westwand der „Bibliothek“, bauhistorische Berichte. Stand: 21.9.2009. UBO-2009-043 u. UBO-2009-069 (unveröff.).
- O. Ungerath, Gemeindefriedhof. Bestattungen und Siedlungsbefunde im Zentrum von Prenzlau, Landkreis Uckermark. Arch. Berlin u. Brandenburg 2002, 2003, 128–133.
- B. Wittkopp, Prenzlau, Lkr. UM, Uckerwiek, Baubegleitende Untersuchung. Abschlussber. UBO-1998-129 u. UBO-2000-030 vom September 2003 (unveröff.).

# Prügelei an der Wasserpforte – ein sehenswerter archäologischer Fund

Matthias Schulz, Prenzlau und Ulrich Wiegmann, Berlin

Die ab dem späten 13. Jahrhundert errichtete Stadtbefestigung von Prenzlau besaß nicht nur große Tore, wie beispielsweise das noch heute erhaltene Steintor, sondern auch zwei kleinere Durchlässe zum Uckersee, von denen die Wasserpforte bis heute erhalten blieb. Der nur fußläufig zu passierende Durchgang war bis zum 18. Jh. von einem Wiekhaus direkt nördlich geschützt, das auf einem Stadtplan von 1722 noch verzeichnet ist (Neitmann/Schich 2009, 103).

Im Sommer 2009 erneuerte man einen Regenwasserkanal, der von der Wasserpforte aus in den Uckersee führt. Ein Vorgängerbau dieses Kanals wurde im 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit den Kasernenbauten

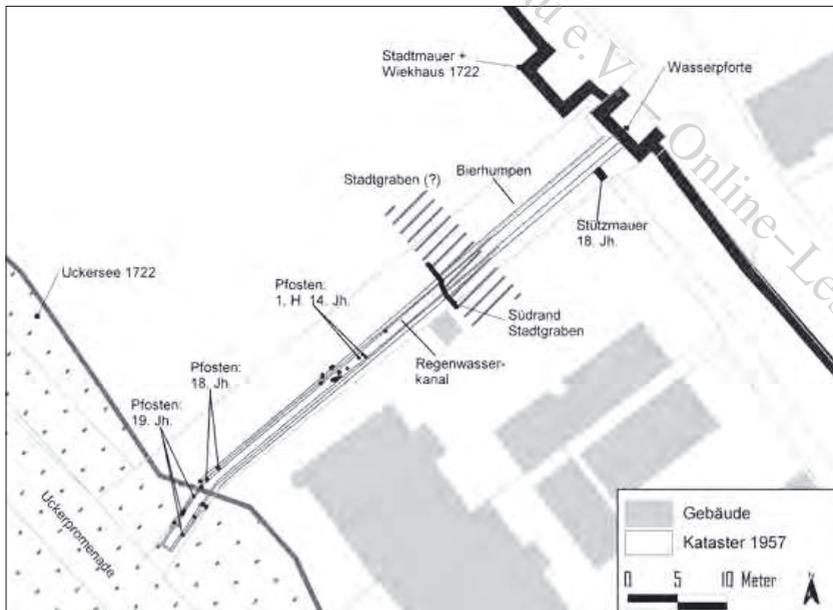


Abb. 1: Archäologische Befunde an der Wasserpforte.

an der Nikolaikirche errichtet. Der moderne Kanal bestand aus sorgfältig behauenen Feldsteinen, hatte ca. 0,6 m hohe Seitenwände und war mit großen Granitplatten abgedeckt. Da er beschädigt war und den heutigen Anforderungen nicht mehr genügte, wurde er durch ein neues Abflussrohr mit einem Meter Durchmesser ersetzt. Die dabei notwendigen Tiefbauarbeiten begleitete die Firma Archäologischer Service Roeder, Berlin (Abb.1).

Hierbei wurde zunächst der alte, unterirdisch angelegte Kanal aufgedeckt. Nur 3 m südwestlich der Wasserpforte wurde im Südprofil des Grabens ein parallel zur Stadtmauer verlaufendes Fundament angeschnitten, das vermutlich zu einer auf dem Stadtplan von 1722 verzeichneten Stützmauer gehörte. Als Fundament für die Kanalwände dienten zwei Reihen angespitzter Eichenpfähle, die in den Boden gerammt worden waren, um das massive Bauwerk in dem morastigen und abschüssigen Gelände zu stützen. Einige dieser Eichenpfähle ließen sich dendrochronologisch datieren: die Mehrzahl der Eichen wurde in den Jahren zwischen 1864 und 1867 geschlagen, was den modernen Kanal entsprechend datiert. Zwei der für die Pfosten verwendeten Bäume wurden mehr als 100 Jahre früher, in den Jahren 1718 und 1735 gefällt. Gerade diese beiden Pfosten wurden im oberen, zur Wasserpforte gelegenen Bereich gefunden, während die Pfosten des 19. Jahrhunderts aus dem unteren, zur Uckerpromenade gelegenen Bereich stammen. Dies könnte bedeuten, dass es sich bei den älteren Pfosten um Reste eines früheren Kanals handelt und die übrigen einen Neubau/eine Grundsanierung im 19. Jahrhundert belegen. Interessant ist hier, dass die Pfähle des 19. Jh. unter dem leicht abgeknickten Ende des Kanals stehen und das Seeufer 1722 genau im Bereich des Knickes verlief. Möglicherweise machten Verlandungsprozesse und/oder Auffüllungen zur Landgewinnung die Verlängerung des Kanals notwendig.

Die wenigen historischen Quellen stützen und ergänzen die neuen archäologischen Befunde zum Regenwasserkanal an der Wasserpforte. Die Hospitalstraße war nach Schwarz ein breiter, freier Platz, auf dem von der Hochfläche zum See hin nach „älteren Erwähnungen“ ein offener Graben Abwässer aller Art aus der Oberstadt an der Wasserpforte vorbei in den Unteruckersee leitete (Schwartz 1973, 154). Ein mit Holzbohlen abgedeckter Kanal aus Ziegelsteinen (Schulz 2000) wurde im Zuge der

Errichtung von zwei Kasernen für etwa 250 Mann an der Nikolaikirche 1776 angelegt, 1884/85 wurde er verrohrt und zugeschüttet (Hinrichs 1954, 263).

Die Reste einer viel früheren Konstruktion wurden daher 20 Meter südwestlich der Wasserpforte gefunden. Es handelt sich um einen parallel zur Stadtmauer verlaufenden Graben, von dem allerdings nur die südliche Grabenkante entdeckt wurde. 11 m südlich der Kante waren 8 Eichenpfosten in den Boden gerammt, von denen nur zwei geborgen und untersucht werden konnten. Sie wurden in den Jahren 1326 und 1333 gefällt und könnten möglicherweise zu einer über den Graben führenden Brücke oder einem Steg am Ufer des Unteruckersees gehört haben. Aus den historischen Quellen zur Stadtgeschichte Prenzlau geht nicht hervor, ob es auch auf dieser Seite der Stadt Verteidigungsanlagen außerhalb des Mauerrings gab. Da am Stettiner Tor gleich drei parallel laufende Gräben überliefert sind, wäre auch auf der Seite zum Uckersee zumindest eine leichte Vorbefestigung in Form eines Grabens nicht auszuschließen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der hier entdeckte Graben sowie die Pfosten des 14. Jahrhunderts zu dieser Vorbefestigung gehörten.

Wo genau das Ufer des Unteruckersees im 14. Jh. gewesen ist, lässt sich derzeit nicht sagen. Da der Uckersee im 16. Jh. um fast einen Meter angestaut wurde (Schulz 2009, 42), dürfte dessen Ufer im 14. Jh. etwa im Bereich der heutigen Uckerpromenade (Gehweg/Fahrbahn) gelegen haben. In der Nacht zum 29. August 1426 eroberte die Brandenburger das von Pommern durch „Verrat“ errungene Prenzlau zurück (Schwartz 1973, 300–301). Der Sage nach führte der Prenzlauer Stadtknecht Rodinger die brandenburgischen Truppen durch Schilf und Röhricht südlich der Neustadt und trug den Markgrafen durch den Sumpf bis zur Wasserpforte (ebd., 301). Ob der für die 1. Hälfte des 14. Jh. vermutete Stadtgraben vor der Wasserpforte auch noch 100 Jahre später offen war, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Vermutlich schlichen die Brandenburger etwa da durchs Schilf, wo heute die Prenzlauer flanieren können. Aber ganz so einfach wie in der Rodinger-Sage geschildert, war eine Eroberung Prenzlau von See her offensichtlich nicht. Ohne „Verrat“ und eine gehörige Portion Unaufmerksamkeit hätte es ein Angreifer auch hier recht schwer gehabt, die Stadtmauer und den vorgelagerten Stadtgraben zu überwinden. Die heute so hilflos wirkende Wasserpforte war von einem Wiekhaus gut geschützt,

ähnlich wie das Stettiner und das Schwedter Stadttor, die einstmals je zwei Türme beiderseits der Zwingeranlagen hatten.

Am Ende ist auf die Überschrift zurückzukommen. Auf der nordwestlichen Seite des Regenwasserkanals fand sich eine große Menge von Trinkgläsern und Geschirr – Fundmaterial, das sich in die Zeit zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und die 1960er Jahre datieren lässt. Darunter ist auch ein aus Steinzeug gefertigter Bierhumpen, auf dem eine wüste Wirtshausprügelei dargestellt ist (Abb. 2). Dieser Zivilisationsmüll neueren Datums dürfte aus dem „Volksgarten“ stammen, einem Gartenlokal, das sich zwischen 1780 und 1929 direkt an der Wasserpforte befunden hat (Hinrichs 1954, 261f).



Abb. 2: Bierhumpen aus dem „Volksgarten“.



Abb. 3: Leitungsverlegung an der Wasserpforte. Im Vordergrund Grabungsleiter U. Wiegmann.



Abb. 4: Kanal unter dem Durchgang der Wasserpforte, rechts im Profil eine barocke Stützmauer.

### Literatur:

- A. Hinrichs, Prenzlau – Straßen, Plätze, Ortsbezeichnungen und Gewässer. 1954 (unveröff., u. a. Stadtarchiv Prenzlau).
- K. Neitmann/W. Schich (Hrsg.), Geschichte der Stadt Prenzlau, Einzelveröff. Brandenburg. Hist. Komm. 16 (Horb am Neckar 2009).
- M. Schulz, Allgemeiner Abschlussbericht der baubegleitenden archäologischen Untersuchungen im Zuge des Ausbaus der Hospitalstraße in Prenzlau. UBO-1998-064 vom 31.12.2000 (unveröff.).
- Ders., Die Entwicklung Prenzlaus vom 10. Jh. bis 1722. Mat. Arch. Brandenburg 3, 2010 = Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins zu Prenzlau Bd. 9, 2010.
- E. Schwartz, Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau (Bad Pyrmont 1973).

### Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: M. Schulz, U. Wiegmann
- Abb. 2: U. Wiegmann
- Abb. 3, 4: M. Schulz

## **Bartholomäus Gressel – ein in Vergessenheit geratener Prenzlauer Stadtchronist**

Frank Wieland, Prenzlau

Mitunter findet man in älteren Abhandlungen zur Geschichte der Stadt Prenzlau, wie z.B. in Seckt's „Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“ von 1785/87<sup>1</sup> Angaben, die sich auf die „Gressel'schen Nachrichten“ stützen. Heutzutage sind die umfangreichen „Gressel'schen Nachrichten“ für die Prenzlauer Stadtgeschichtsforschung leider nicht mehr verfügbar, da ihr Verbleib unbekannt ist und sie als verschollen gelten. Bei ihrem bereits damals geschätzten Wert kann aber mit etwas Hoffnung davon ausgegangen werden, dass sie möglicherweise doch noch erhalten sind und im Zuge der alten brandenburgischen Geschichtsforschung in ein überregionales Archiv gelangt sind, wo sie noch auf ihre Wiederentdeckung harren.

Dieser unglückliche Umstand führte dazu, dass der Prenzlauer Stadtchronist Bartholomäus Gressel in seiner Heimatstadt in fast vollkommene Vergessenheit geraten ist. Erstaunlicherweise fand er selbst im Vorspann des Buches „Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“<sup>2</sup>, wo Dr. Emil Schwartz ausführlich den Männern gedenkt, die vor ihm die Geschichte Prenzlau darzustellen unternahmen, keine Erwähnung. So soll wenigstens hier nun einmal der Versuch unternommen werden, das engagierte Wirken Bartholomäus Gressel's für die Prenzlauer Stadtgeschichtsforschung anhand der über ihn selbst überdauernden Nachrichten näher zu betrachten und entsprechend zu würdigen.

Bartholomäus Gressel war am 7. Dezember 1701 als Sohn des Meisters gleichen Namens in der Prenzlauer Marienkirche getauft worden. Sein eigentliches Geburtsdatum war leider nicht mehr ermittelbar und ist wahrscheinlich nicht mehr überliefert. Nachdem er seine Kindheit in Prenzlau verbracht hatte, machte er sich als Kaufmann (Materialist) am Ort in seinem Elternhaus<sup>3</sup> selbständig. Am 02.11.1722 erwarb er das Prenzlauer Bürgerrecht<sup>4</sup>. Sein Wohn- und Geschäftshaus befand sich im altstädtischen Uckerviertel, in der Mühlenstraße Nr. 650 (der späteren Wittstraße; dem



Das ehemals Gressel'sche Wohn- und Geschäftshaus Wittstraße 650 um 1935.

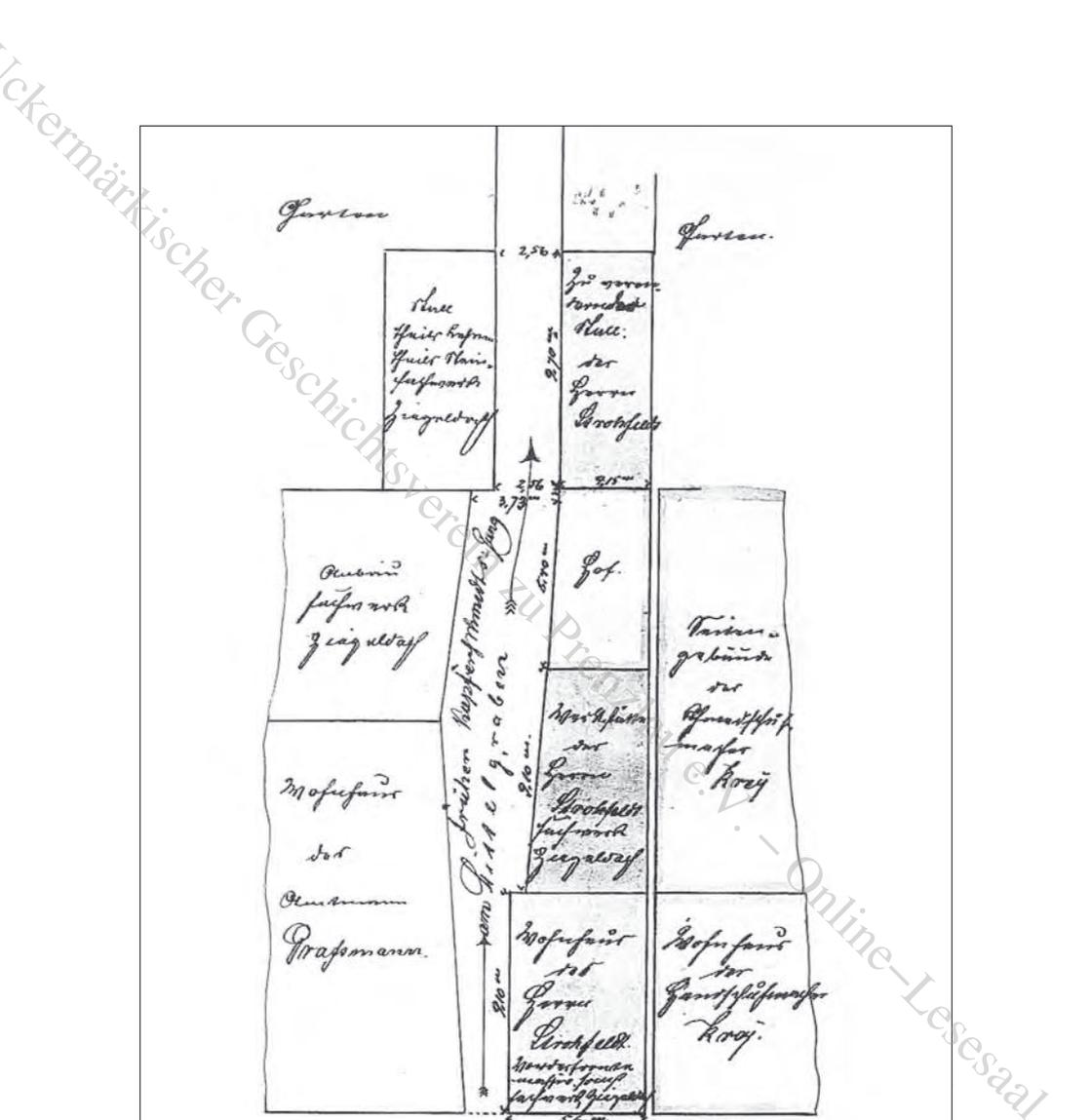
heutigem Marktberg), gegenüber vom Mittelorturm<sup>5-9</sup>, worin er bis zu seinem Tode lebte<sup>10</sup>. Bartholomäus Gressel genoss als Kaufmann bald höheres Ansehen, wurde Administrator der Prenzlauer Geistlichen Salarientasse (um 1739<sup>11</sup>) und Stadtverordneter (noch 1756<sup>11</sup>).<sup>12, 13</sup> Um 1740 war er bereits überregional als Sammler aller Altertümer und Abnormitäten bekannt<sup>14</sup> und hat bis zu seinem Tode am 22. September 1765 unermüdlich „viele unsere Stadt betreffende merkwürdige Vorfälle gesammelt“<sup>12</sup>, „welche sein (1785) noch lebender Sohn besonders die letzte Schwedische Invasion betreffend, fortgesetzt hat.“<sup>15</sup>

1751 schreibt Bernhard Ludwig Bekmann in seiner „Historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“<sup>16</sup> u.a.: „In Prenzlau hat auch Hr. Barthol. Gressel, der Geistl. einkommen Administrator, sonderbaren Fleiß, auch kosten auf aufsuchung der Alterthümer in der Uckermark und Naturalien gewendet, und einen schönen vorrath von beiden zusammen gebracht.“

Mehrfach geht Bekmann in seiner Nachrichtensammlung auf Sammlungsbestandteile Gressels ein, die hier im Anhang (Katalog) zur näheren Information aufgelistet werden sollen. Es ist durchaus möglich, dass er selbst die Sammlungen in Augenschein genommen hat oder zumindest die detaillierten Informationen im Schriftverkehr direkt von Bartholomäus Gressel erhielt.

Indirekt erwähnt Beckmann Bartholomäus Gressel auch bezüglich seiner gesammelten „Nachrichten“, als er berichtet: „Sonst ist man wohl (in Prenzlau) beschaffiget ein vollständiges copiarium aller Prentzlow'schen Documentorum publicorum anzufertigen, aus welchen hernach wohl möchte eine Prentzlow'sche Special-Cronic verfertiget werden können.“<sup>17</sup>

Aus der Wortwahl geht hervor, dass Anfang der 1740er Jahre noch



Situationsplan des Grundstückes Nr. 650 aus dem Jahre 1880 (Acta des Magistrats zu Prenzlau, Grund- und Bauakte des Hausgrundstückes Wittstraße Nr. 650, Vol.-Bd. VIII, Nr. 650; Stadt Prenzlau, Stadtarchiv)

nicht soviel Material zusammengetragen gewesen sein konnte; Gressel hatte wahrscheinlich die Sammelleidenschaft von „Nachrichten“ neben seiner Altertümersammlung erst so richtig bei dem sensationellen Fund der eingemauerten Kasten-Dokumente in der Marienkirche um 1739 entdeckt und danach verstärkt vorangetrieben. Es wäre dadurch auch zu erklären, dass die Beantwortung der Bekmann'schen Fragebögen<sup>27</sup> durch den Prenzlauer Magistrat um 1741 genau genommen recht spärlich ausfiel, da auch Gressel noch nicht allzu viel an Nachrichten beisteuern konnte.

Das Endprodukt einer Special-Chronik konnte Gressel allerdings mit seinen gesammelten Nachrichten zu seinen Lebzeiten nicht mehr verwirklichen und erlitt damit dasselbe Schicksal wie der Prenzlauer Pfarrer Christoph Süring bereits vor ihm.

Den Druck eines „Versuch(es) einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau“ unternahm sodann 20 Jahre nach dem Tode Gressel's der Prenzlauer Ratsherr Johann Samuel Seckt, dem bei seinen Recherchen nur noch Bruchteile der Süring'schen Aufzeichnungen und einige in Prenzlau verbliebene schriftliche Aufsätze Gressel's zugänglich gewesen waren, wie er in seiner gedruckten Stadtchronik beklagt.<sup>15,18</sup>

Seckt charakterisierte Gressel in seinem Werk als einen „in allem, was seiner Vaterstadt zur Ehre und zum Nutzen gereichen konnte, selbst mit Aufopferung seines Vermögens, unermüdete(n) Mann. Ihm haben wir die mühsame Samlung vieler historischer alten Nachrichten, Münzen, Altertümer und Naturalien zu danken, und er unternahm freiwillige weite Reisen zu Samlung einer Kollekte, um der Stadt wiederum die Zierde einer Marien-Kirchthurmspitze zu verschaffen. Nur ist zu bedauern, daß seine schöne Samlungen nach seinem Tode so sehr zerstreuet worden. ... Er lies sich auch mit vielen Kosten die hiesigen Urkunden, wovon der damalige gelehrte Rektor Prokopius auf Verlangen des hiesigen Magistrats einen grossen Theil aus der alten Mönchsschrift in verständliches Latein, auch wol ins Teutsche übertragen muste, in vier ziemlich starken Foliobänden abschreiben, hat selbige auch noch besonders durch die in der hiesigen Marien-Kirche vermauert gewesene, von ihm selbst bei Gelegenheit eines Gevatterstandes entdeckte Urkunden und Dokumente, ansehnlich vermehret. Diese Urkunden befanden sich in einem grossen Kasten, und sind wahrscheinlich im dreissigjährigen Kriege, oder bei der Schwedischen Invasion unter Kurfürst Friedrich Wilhelm auf die Art verborgen worden. Beckmann hat dieses Mannes schon im ersten Theil seiner

*historischen Beschreibung der Mark Brandenburg S. 947 rühmlichst erwähnt, und man wird es uns hoffentlich verzeihen, daß wir seinen Verdiensten auch in einer Prenzlauschen Geschichte, zu welcher wir aus seinen noch übrig gebliebenen schriftlichen Aufsätzen auch manches Scherflein gesamlet haben, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.*<sup>18</sup>

Das von Gressel 1739 so betitelte „Verzeichnis derer alten Kasten-Dokumenten, welche ich in der hiesigen St. Marienkirche in der Mauer in einem großen Kasten entdeckt und aufgefunden.“ war sowohl im alten Gymnasialarchiv wie auch auf dem Rathause vorhanden.<sup>13</sup>

Weiterhin befand sich im alten Gymnasialarchiv, das 1945 entweder aufgrund seines außerordentlichen Wertes noch vor den Brandschatzungen als Kriegsbeute abtransportiert wurde oder dann gar mit dem Gymnasium in Flammen aufging, Gressels Handschrift „Geistlich Stand in Prentzlow seit der Reformation“ aus dem Jahre 1740. Auf diese Aufzeichnungen griffen die Rektoren des Gymnasiums, Greiff und Kannengießler, in den Gymnasial-Programmen von 1792 und 1822 zurück. Die Listen waren allerdings unvollständig und mitunter unzuverlässig (Verstümmelungen der Namen, Verwechslungen von Personen und Daten und andere Fehler, unbekannte ursprüngliche Quellen), so dass sie mit Vorsicht zu genießen sind.<sup>19</sup>

Die Quelle für den „Geistlich Stand in Prentzlow seit der Reformation“ wie auch mancher Nachricht in Gressel's Nachrichtensammlung scheinen die Aufzeichnungen des Pfarrers Christoph Süring zu St. Sabinen gewesen zu sein.<sup>28</sup> Inwieweit Bartolomäus Gressel hier auf Abschriften zurückgreifen konnte (möglicherweise vom Pfarrer Christian Gressel zu St. Sabinen, gest. 1703<sup>20,21,29</sup> oder als spätere Vertrauensperson Einsicht in die Originalhandschriften Süring's im Pfarrhause zu St. Sabinen nehmen durfte, muss heute dahingestellt bleiben.

Bartholomäus Gressel verstarb am 22. September 1765 und wurde am 25. September 1765 in der Marienkirche begraben.<sup>12,22</sup> Der größte Teil seiner Sammlung soll laut Bericht nach seinem Tode nach Stettin zu Verwandten gekommen sein.<sup>14</sup> Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um den „Vorrat an Altertümern“ aus seiner Sammlung. Von einigen Schwertern ist bekannt, dass sie von dort in die Sammlung der Freimaurer-Loge zu Stettin gelangt sind.<sup>23</sup> Möglicherweise sind auch Altertümer an eine pommersche Museumssammlung gegeben worden, was jedenfalls

zu hoffen wäre, da sie so heute eventuell noch irgendwo erhalten sind. Diese Chance ist aber dennoch eher als gering anzusehen, bedenkt man nur die hohen Kriegsverluste ur- und frühgeschichtlicher Sammlungen im Zweiten Weltkrieg!

Die Spuren seiner umfangreichen „Nachrichten“ und der erwähnten vier ziemlich starken Foliobände mit Urkundenabschriften, die sich in seinem Privatbesitz befanden und vorrangig als Duplikat der Kopiare des Prenzlauer Stadtarchivs<sup>24,25</sup> anzusprechen sind, haben sich ebenfalls verloren. Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie nach Gressel's Tode von seinen Erben an eine wissenschaftliche Einrichtung oder an einen namhaften Historiker verkauft wurden. Aufhorchen lässt zumindest ein Zeitungsbericht, welcher in der Magistrats-Akte „Kronik“<sup>26</sup> aufgeklebt ist, der besagt: *„Für die Geschichte Berlins und die Mark Brandenburg wichtige Handschriften und Bücher in großer Zahl besitzt die Universität Breslau. Dieselben sind nach Aufhebung der Universität Frankfurt der Breslauer Universität, nicht der neuen Universität Berlin überwiesen worden. Wenn man bedenkt, daß Frankfurt 300 Jahre daran gesammelt hat, so läßt sich die Bedeutung seiner einstigen Bibliothek ermessen. Der Verein für die Geschichte Berlins hat deshalb einen für unsere Geschichtsforschung wichtigen Schritt gethan, indem er von tüchtigen Philologen ein Verzeichniß der handschriftlichen Werke, welche sich auf die Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg beziehen, hat herstellen lassen. Der Forscher weiß nun wenigstens, welches Material in Breslau vorhanden ist. Dahin gehören z.B. alte Frankfurter Kirchen- und Universitäts-Akten, 511 Blätter Privilegien der Stadt Prenzlau u. dgl. m.“*

Nach einer Kontaktaufnahme des Prenzlauer Magistrats mit der Kgl. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau und einer Fernleihe im Juni 1887 stellte sich heraus, dass alle Abschriften ein Duplikat der im Prenzlauer Stadtarchiv verwahrten Privilegien darstellen. Näheres zu den Abschriften wurde jedoch damals nicht in Erfahrung gebracht.<sup>26</sup> Sollte sich hier eventuell eine Spur der Gressel'schen Nachrichtensammlung gefunden haben? Es wäre jedenfalls für die weitere Prenzlauer Stadtgeschichtsforschung Wert, dieser Spur einmal näher nachzugehen.

### **Anmerkungen:**

- 1 Seckt, Johann Samuel: Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau; Druckerei Christian Gottfried Ragoczy Prenzlau, Prenzlau 1785/87.
- 2 Schwartz, Dr. Emil: Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau; Göttingen 1975, S. 3–20

- 3 Catastrum Derer sämtlichen Häuser und Hinter-Gebäuden der Uckermärckschen Haupt-Stadt Prenzlau wie solche nach Sr. K. Majestät allergnädigsten Reglement vom 29ten Decembr. 1718 durch den hiesigen vereideten Maurer und Zimmermann taxiert und nachmalß von denen zu dieser aufgerichteten Societät verordneten Directoren angezeichnet worden.
- 4 Wendt, Hans; Münstermann, Dr. W.; Oqueka, Johanna und Otto, Karl: Die Prenzlauer Bürgerbücher 1585 - 1880; maschinenschriftlich, Berlin 1984, S. 118.
- 5 Ucker, Friedrich (Hinrichs, Alfred): Steuerliste der Stadt Prenzlau von 1750; In: Mitteldeutsche Familienkunde, Band I, Jahrgang 7, Heft 4, 1966, S. 426, Auszug aus der „Servis-Anlage der Stadt Prenzlau vom 1. Januarii bis ult. Junii 1750“ im Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 1840/1841.
- 6 Hinrichs, Alfred: Auszüge aus der „Servis-Anlage der Uckermärckischen Hauptstadt Prenzlau vom 1. Jan. bis ult. Juny 1753“; maschinenschriftlich, Prenzlau 1960; Original im Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 1842.
- 7 Ders.: Auszüge aus der „Servis-Anlage der kgl. Preuß. Uckermärk. Hauptstadt Prenzlau vom 1. July bis letzter Decembre 1755“; maschinenschriftlich, Prenzlau 1960; Original im Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 1843.
- 8 Ders.: Auszüge aus der „Servis-Grundanlage der Uckermärk. Hauptstadt Prenzlau vom 1. Januar bis letzten Juni 1760“; maschinenschriftlich, Prenzlau 1960; Original im Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 1845/1846.
- 9 Ucker, Friedrich (Hinrichs, Alfred): Die steuerpflichtigen Bürger von Prenzlau 1762; In: Mitteldeutsche Familienkunde, 1969, S. 439, Auszug aus der „Servisanlage der Hauptstadt Prenzlau vom Januar bis Juni 1762“ im Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 1848/1849.
- 10 Hinrichs, Alfred: Auszüge aus der „Servis-Grundanlage der königlichen preußischen Uckermärckischen Hauptstadt Prenzlau 166/67“; maschinenschriftlich, Prenzlau 1960; Original im Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau, Nr. 1850.
- 11 Ders.: Prenzlauer Magistrats- und Ratsmitglieder vom Mittelalter bis 1932; In: Mitteldeutsche Familienkunde, Heft 1/1983, S. 48.
- 12 Schwartz, Dr. Emil: Wurde Markgraf Heinrich das Kind 1320 in der Marienkirche in Prenzlau beigezsetzt?; In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 18/1967, S. 7.
- 13 Arnoldt: Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau von 1543 - 1893; Verlag der C. Vincent'schen Buchhandlung Prenzlau, Prenzlau 1893, S. 43.
- 14 Hinrichs, Alfred: Anmerkungen zur Sammlung Gressel.
- 15 Sect1, Teil 1, Vorbericht S. 6.
- 16 Bekmann, Bernhard Ludwig: Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg; Band 1, 1751, S. 948.
- 17 Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; Notiz von 1743, maschinenschriftlich, S. 30.
- 18 Sect1 Teil 1, § 35, S. 112.
- 19 Arnoldt13 S. 75.
- 20 Hinrichs, Alfred: In Prenzlau Verstorbene von der Frühzeit bis 1874 (September); maschinenschriftlich, Prenzlau 1958/59, S. 55.
- 21 Kanzow: Catalogus der Prediger, so von Anno 1600 her an dieser Kirchen zu St. Sabinen ordinarii gewesen, VII. Herr Christian Gressel; Kopie im Archiv der Arbeitsgemeinschaft für uckermärckische Kirchengeschichte, Inv.-Nr. Fb. 36.
- 22 Hinrichs, Alfred: In Prenzlau Verstorbene von der Frühzeit bis 1874 (September); maschinenschriftlich, Prenzlau 1958/59, S. 65.
- 23 Sect1 Teil 1, § 18, S. 98.
- 24 Kopiar der städtischen Privilegien (1235 - 1598); Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 1.
- 25 Kopiar der städtischen Privilegien (1479 - 1836); Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 2.
- 26 ACTA des Magistrats zu Prenzlau betreffend: die Kronik der Stadt Prenzlau, Bd. 2; Adhibenda:

- 1856; Vol. II K No. 143; Stadtarchiv Prenzlau, Pr. Br. Rep. 8 Prenzlau Nr. 702, pag. 21–30a.
- 27 Bernhard Ludwig Bekmann (1694 - 1760), Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium, setzte 1740 auf Wunsch Friedrichs des Großen die Arbeiten des verstorbenen Onkels Johann Christoph Bekmann fort. Ein gedrucktes Edikt vom 19. November 1740 forderte abermals die Magistrate und Geistlichen auf, zweckdienliche Nachrichten zu liefern. Eine erneute Fragebogenaktion startete im Jahre 1741. (Bekmann, Johann Christoph und Bekmann, Bernhard Ludwig: Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg, Zweiter Band; Reprint Georg Olms Verlag Hildesheim - Zürich - New York 2004, Vorwort von Uwe Czubatynski, Seite VI).
- 28 Einige Auszüge aus den Gresselschen Nachrichten:  
 1496: *„In den Gresselschen Nachrichten ist auch bemerkt, daß der hiesige Roland i. J. 1496 renoviret worden, es muß also schon vormals einer alhier gestanden haben.“* (Seckt1 Teil 2, § 44, Anm. S. 43).  
 1582: *„Beim Jahr 1582 wird uns in den Gresselschen Nachrichten gemeldet, daß die Pest alhier stark grassiret habe.“* (Seckt1 Teil 2, § 6, S. 82).  
 1630: *„Wie es im Jahr 1630 in Absicht der Krieges-Troublen bei uns ausgesehen, darüber findet sich nirgend etwas aufgezeichnet, und haben sich die Kaiserlichen Truppen auch wol wenig alhier verweilet; denn es wütete die Pest sehr grausam in unserer Stadt. Nach Gressels Anführung sollen von Anfang des Jahres bis zum 16ten Oktober, da sie wieder aufgehöret, über 4000 Menschen daran gestorben seyn, welches aber wol übertrieben ist; denn nach den Sterberegistern der hiesigen Kirchenbücher war die Anzahl der Töden in Marien-Kirchspiel 534, in Jakobi das ganze Jahr durch 388, in Nikolai ohngefehr eben so viel, und in Sabinen 256, so zusammen etwas über 1500 ausmachen würden, welche Anzahl mit der damaligen Volksmenge der Stadt auch wol eher in Verhältnis stehet, als die obige grössere Summe.“* (Seckt1 Teil 2, § 27, S. 102).
- 29 Pfarrer Christian Gressel:  
*„Primislaviensis, welcher Pastor zu Zichow und Güstow gewesen, ist anno 1657 zu Prentzlau geböhren, 1680 zum Prediger zu Zichow und Güstow vociret. 1686, den 8. Julii zum Pastorat zu St. Sabinen und 1701 zum Pastorat zur heyligen Dreyfaltigkeit vociret. 1703 den 25. Aprilis ist er in der heyligen Dreyfaltigkeits Kirche beerdiget und den 29. zu St. Sabinen ein Leichen-Process mit einer Leich-Predigt gehalten worden.“* (Kanzow: *Catalogus der Prediger, so von Anno 1600 her an dieser Kirchen zu St. Sabinen ordinarii gewesen, VII. Herr Christian Gressel; Kopie im Archiv der Arbeitsgemeinschaft für uckermärkische Kirchengeschichte, Inv.-Nr. Fb. 36*).

## Katalog einiger bekannter Bestandteile der „Gressel'schen Sammlung von Uckermärkischen Alterthümern“

### Dolch, Fundjahr ?

*„Unweit der Rübenburg hat sich im Uckersee ein Dolch oder großes Messer gefunden, welcher über einen Fuß lang, und zwar ziemlich verrüstert, aber doch noch stark und scharf ist. Auf der einen Seite stehet mit lateinischen Buchstaben das Wort STANTLER, auf der andern MEJECIT und hat mehrgedachter H. Gressel selbigen unter seinen Alterthümern.“<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; Notiz von 1747, maschinenschriftlich, S. 141.

### Vogelspieß, Fund 1737

*„Noch ist mit beizufügen, daß A. 1737, 1. Sept. in der Halle (der Marienkirche) gegen Mittag in der Hauptmauer dieser Kirche nach ohngefehr entdeckter Öffnung ein Loch gemachet, und innerhalb der Mauer ein Behältniß angetroffen worden, in welchem sich ein liegendes Gerippe*

nebst einer Mönchskutte, an der Seite aber ein kleiner Vogel Bratspieß samt dem Fuß, darin er gewendet wird, an der Wand stehend befunden; und hat diesen Spieß der H. Adm. Gressel, welcher diese Untersuchung in Gegenwart des H. Obergerichtsraths Berendes angestellt, annoch in Verwahrung. Wie das Gerippe eines Mönchen aber zum Vogelspieß, oder ein Vogelspieß zu einem Menschengerippe gekommen, und zwar in einem verschlossenen Ohrt in der Mauer, lässet sich nicht gar wohl erachten. Ein Begräbniß kanns nicht gewesen sein, weil von Holz oder andern Überbleibseln eines Sarges nichts dabei vorhanden gewesen; und ließe sich daher wohl von der bei den Papisten nicht ungewöhnliche Einmauerung einiger Argwohn schöpfen. Der Vogelspieß aber bleibt doch ein Geheimnis.<sup>41</sup>

„Die Glaubwürdigkeit dieses Berichts kann angesichts seines amtlichen Charakters und der handelnden Personen nicht bezweifelt werden, denn er war ein Bestandteil der Angaben, die auf Befehl des Königs vom Magistrat und den Geistlichen dem bestellten Geschichtsschreiber der Mark Brandenburg gemacht werden mußten.“<sup>42</sup>

„Gressel hatte wohl das Loch in der Kirchenwand entdeckt und beschloß, den dahinter befindlichen Hohlraum zu öffnen. Als Zeugen zog er dabei den Bürgermeister und Rat am Uckermärkischen Obergericht Johann Friedrich Wilhelm Berndes zu. Dieser hatte bis zu seinem Tode am 14. Februar 1773 beide Ämter inne.

Der Inhalt des Berichts war im Jahre 1747 noch in lebendiger Erinnerung der Zeitgenossen, denn er hatte offenbar viel Aufsehen und viele Fragen erregt.“<sup>42</sup>

<sup>1</sup> Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; maschinenschriftlich, S. 116.

<sup>2</sup> Schwartz, Dr. Emil: Wurde Markgraf Heinrich das Kind 1320 in der Marienkirche in Prenzlau beigelegt? In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 18/1967, S. 7.

### Urnen, Fund 1743

„Auch hat der H. Administrator Gressel (Prenzlau) in Gesellschaft gedachten H. Lucae A. 1743 am 19. Jun. auf dem Klinkowischen Felde eine schöne Urne ausgegraben, welche wegen ihrer Größe anmerkungswürdig ist. Sie ist eine halbe Elle hoch und der Durchmesser oder Diameter des Randes oben im Lichten ist gleichfalls eine halbe Elle. Die Weite des Bauchs aber 1 1/8 Elle, und hat noch einen Henkel, der andere ist abgebrochen. Sonst hat man sie, welches selten geschieht, ganz herausgehoben, und hat selbige gedachter H. Gressel in seinem Vorrath von Alterthümern, woselbst sich noch mehr wiewohl kleinere finden, die ebenfalls hierherum ausgegraben worden. Noch merkwürdiger aber ist diejenige Urne, welche an eben dem Ohrt von den Bauern zu Klinkow herausgegraben, beim Herausbringen aber sehr beschädigt worden. Selbige ist über eine Elle hoch und etwas über eine halbe Elle oben weit gewesen, wie sich aus dem übrigen großen Stück schließen lässet. Die Wände davon sein fast Daumes Dicke. Die nun gedachte haben die Klinkowische Bauern in ihre Verwahrung genommen.“<sup>41</sup>

„Auch sind am 19. Juni dieses 1743ten Jahres von einigen Bauernknechten auf dem Klinkowischen Felde als sie gepflüget 2 ziemlich große Urnen gefunden worden, wovon die eine ziemlich beschädigt, die andere aber so nur einen Riß ohngefähr einer Hand breit auf der einen Seite hat, in des Administratoris H. Gresslers Verwahrung ist.“<sup>42</sup>

„Auf dem Felde dieses Dorfes (Klinkow) fand man 1743 eine grosse, stark gebauchte 1' hohe, 1 1/4' weite Urne mit 2 Henkeln (Beckmann I, 392, abgebildet Tab. V. nro. III.) und eine

weniger weite, jedoch eben so hohe Urne, deren Wände fast 1 Zoll dick waren. Auch bronzene Ringe fand man hier (I, 396), Spiralen (I, 397) und dergl. mehr.<sup>43</sup>

<sup>1</sup> Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; Notiz von 1747, maschinenschriftlich, S. 143.

<sup>2</sup> ebd., Notiz von 1743, S. 31.

<sup>3</sup> Ledebur, Leopold Freiherr von: Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam - Ein Beitrag zur Alterthümer-Statistik der Mark Brandenburg; Gebauersche Buchhandlung (J. Petsch), Berlin 1852, S. 98.

#### Urne, Fund 1744

„Noch im abgewichenen 1744 Jahr hat mehrgedachter H. Gressel auf eben dem Klinkowischen (Felde) dem H. Rittmeister Otto Christoph von Raven zu Holzendorf zustehendem Felde und in dessen Gegenwart unter andern auch eine Urne gefunden, darin ein Dolch gelegen, dessen Schale dem Ansehen nach mit Schmelz sehr sauber ausgeleget ist, und anfangs zwar sehr verrostet und unkenntlich gewesen, durch vielfältiges Reiben aber insonderheit mit scharfen Sachen so rein geworden, daß es ganz neu aussieht und sich verdächtig machen würde, wann nicht die Versicherung dabei geschehen.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; Notiz von 1747, maschinenschriftlich, S. 143.

#### Dolch, Fund 1744

„Bemerkenswerth ist ein in einer Urne auf dem dem Rittmeister Otto Christian v. Raven gehörig gewesenen Felde gefundenes Messer, dessen Klinge, nachdem es vom Rost befreit worden, den schönsten Stahl zeigte, etwa 7'' lang, scharf, oben breit ausgehend, im Ganzen mit Griff 11'' lang. Letzterer mit Schmelzarbeit sauber ausgeleget und mit saubern von gelbem Draht gezogenen Blumenwerk ausgeziert. Es sah nach dieser Befreiung von Rost so schön und neu aus, dass man dasselbe für verdächtig halten könnte, wenn nicht die Umstände der Auffindung vollkommen beglaubigt wären. (I, 402, abgebildet Tab. nro. V.) Das seltene Stück kam in die Gresselsche Sammlung nach Prenzlau.“<sup>1</sup> ('' = Zoll, 1 Zoll = 2,54 cm)

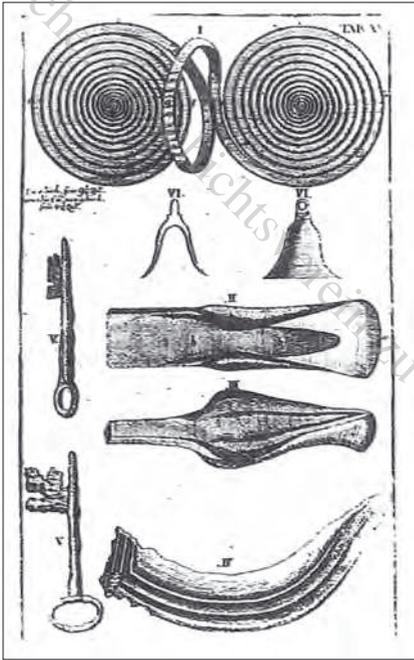
<sup>1</sup> Ledebur, Leopold Freiherr von: Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam - Ein Beitrag zur Alterthümer-Statistik der Mark Brandenburg; Gebauersche Buchhandlung (J. Petsch), Berlin 1852, S. 98.

#### Armzier, Streithammer (Fäustling), Meißel und Sichel, Fundjahr vor 1751

„Aus einer früher hier, im Besitze des Herrn Gressel, befindlichen Sammlung von Uckermärkischen Alterthümern giebt Beckmann einige Nachricht und Abbildungen (I, 415, 947). Darunter eins jener, aus 2 spiralförmig gewundenen, durch einen oval geöffneten Bügel verbundenen Halbkugeln bestehendes Geräth zum Schutz oder Putz des Armes. (M. 1838, S. 18)“<sup>1</sup>

Beckmann berichtet hierzu detailliert: Gressel „hat im nachgraben alter Begräbnißhügel 2 metallene stükken zum vorschein gebracht, davon das eine, so viel man weiß, gar noch nicht vorgekommen; das andere nur zum theil. Jenes ist auf der XX. Tab. Nr. 1 abgezeichnet, und bestehet aus zweien runden, jedoch durch ein erhabenes ins runde gebeugte oder gegossene

*continuum a. miteinander hangenden Scheiben bc, welche aber selbst auch aus einem in die runde nebeneinander laufenden gebeugten metallenen dicken in der mitte etwas erhaben und auf der einen seite mit vielerlei strichen bezeichneten bleche bestehen. Diese ist, wann es von dem in der quere erhabenen ringe auf die seiten abgehet etwa ½ zoll breit, und wird immer schmalere je*



Armzier, Streithammer, Meißel und Sichel (Fundjahr vor 1751) aus der Sammlung Gressel.

*weiter es zum mittelpunkt kommt, da es ganz schmal wird. Es hanget nicht aneinander, sondern lieget dichte neben einander, so daß es auch im mittelpunkt d kann in die höhe gezogen werden. Durch den mittelsten ring gehet eine nicht gar starke hand hindurch, und kann so über die hand gezogen und an dem arm gesetzt werden, daß es einen theils des vorderarms dekket, und kömte, als eine bedekkung des arms vor einem hieb, oder, weil eine starke hand nicht durchgeheth, als ein zierat des Frauenzimmers gehalten werden. Wiewohl man sich hierin keines urtheils annehmen kann und den liebhabern der alterthümer überläßt, wozu sie es werden machen wollen.*

*Das andere Nr. II hat die gestalt eines Streithammers, und ist an dem einen ende a) mit einer schneide versehen, hat aber an beiden seiten eine halb offene höhlung, dergleichen man sonst auch wohl, aber nur auf einer seite angetroffen. Daß es inzwischen kein Streithammer gewesen, welchen man auf einen stock stekket, und damit auf den feind losgegangen, dergleichen der gestalt nach noch bei den Russen, Polen und Ungarn unter den*

*namen Czakini, Czakhämmer noch im täglichen gebrauch sei, erhellet daraus, daß kein löch durchgebohret ist, wodurch der stock hätte können befestiget werden, weshalb auch das von Hrn. Stieffen S. 32 Tab. V lit. i angeführte stück diesen gebrauch nicht kann gehabt haben. Kann also wohl ein Fäustling gewesen sein, welcher in der bloßen hand zum einhauen geführt worden; allein die künstliche gestalt lässet noch mehr davon vermuthen. Zum führen in der hand wäre schon genug gewesen, wann man ihn rund und faßlich gebildet hätte. Die doppelte hölungen aber zeugen von einer andern absicht. In dieselbe ist allem anschein nach ein Meißelstiel mit 2 daran gebildeten enden und schäften eingepropfet und festgemachet, und der keil stat eines Meißels oder anderm werkzeuge zum holz oder steinhauen gebrauchet worden, das man auch benötigten falles mit der bloßen hand hat führen können.*

*Das 3. Nr. III (in der Abbildung mit Nr. IV bezeichnet) ist sichelförmig, und hat an der breiten ende a auf der einen seite einen starken stift, wodurch es scheint in einen schaft befestiget*

*gewesen zu sein. Von diesem haben sich 3 bei einander gefunden. Vermuthlich hat man dieses gebraucht in der ferne. Nun scheint bei diesem sowohl, als bei dem vorigen das metall etwas weich zu sein: es mag aber damahls solches härter gewesen sein, durch das lange liegen in der erde und feuchtigkeit aber die härte verloren haben. Vielleicht würde man solche durchs feuer wieder geben können.*<sup>42</sup>

<sup>1</sup> Ledebur, Leopold Freiherr von: Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirks Potsdam - Ein Beitrag zur Alterthümer-Statistik der Mark Brandenburg; Gebauersche Buchhandlung (J. Petsch), Berlin 1852, S. 99.

<sup>2</sup> Hinrichs, Alfred: Funde und Bodendenkmale der Vor- und Frühzeit im Prenzlauer Kreisgebiet; maschinenschriftlich, Prenzlau 1959, No. 1 des Katalogs; Aus: Bekmann: Historische Beschreibung der Mark Brandenburg, 1751, S. 948 (wörtlich).

## **2 alte Schwerter, Lanzenspitzen und Hufeisen, Funde 1756**

bei der im Jahre 1756 angefangenen Aufgrabung des Uckerstroms

*„Die 2 Schwerdter schenkte der Bauinspektor und Bürgermeister Schwadtke, der die Aufsicht über die Ukeraufgrabung hatte, in das Antiquitäten- und Naturalienkabinett des hiesigen Stadtverordneten Gressels, nach dessen Tode solche in die Sammlung der Freymaurer-Loge zu Stettin gekommen sind.*<sup>41</sup>

<sup>1</sup> Seckt, Johann Samuel: Versuch einer Geschichte der Uckermärkischen Hauptstadt Prenzlau, Teil I, Druckerei Christian Gottfried Ragoczy Prenzlau, Prenzlau 1785, § 18, S. 98.

## **Urnen, Fundjahr ?**

*„Als auch der Königl. Preuß. H. Obrist Wachtmeister H. Kurt Fridrich von Arnim bei Fredenwalde einen Hügel oder Burgwall A. 17... abtragen und einen Garten machen ließen, hat man allerhand, unter andern auch feine schwarze, wiewohl nicht gar große Urnen und in denselben Hufeisen und Sporn, neben denselben aber ein Flitzpfeil und einen metallenen Fuß angetroffen, welches alles der H. Gressel in seinem Cabinet verwahret, und ein Zeichen ist, daß dieses ein Grabmahl eines Kriegsmannes zu Pferde gewesen.“<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; Notiz von 1747, maschinenschriftlich.

## **Münzen, Fundjahr?**

*„Der H. Obergerichtsrath Grundmann allhier besitzt eine Müntz Piece von ao. 1509, welche die beyden Markgrafen Joachimus I. und Albertus als sie gemeinschaftlich die Mark regiret schlagen lassen, sie soll in dem alten Schwartzten Kloster allhier seyn gefunden worden. Der Herr Administrator Gressel zeigt davon verschiedene, und unter andern ein ander Stück vor, welches jemand auf dem Prentzlowschen Felde soll gefunden haben. Es ist dasselbe von dem feinsten Silber, die Figuren aber so auf demselben erschienen, sind so unkundlich, daß der große Müntzkenner seel. Mons. La Crohe nicht gewußt, was er daraus machen sollen, als dasselbe ihm von dem Rector Procopio sie zu erklären, vorgezeigt worden.“<sup>1</sup>*

<sup>1</sup> Hinrichs, Alfred: Abschriften aus dem Beckmann'schen Nachlass; Notiz von 1743, maschinenschriftlich, S. 31.

## Der Prenzlauer Exerzierschuppen

Sabine Nietzold, Prenzlau

Am 19.08.1974 verlor Prenzlau ein historisches Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, das zum Kasernenkomplex auf dem Sternberg gehörte und in diesem Zusammenhang kurz nach der Errichtung der beiden Kasernen (1768 und 1770) erbaut wurde.

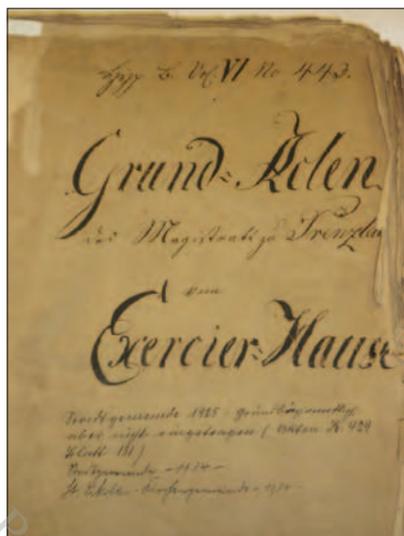
Es handelt sich dabei um den Exerzierschuppen. Er befand sich in der Diesterwegstraße, der damaligen Großen Kasernenstraße, direkt gegenüber der Kaserne. Der Prenzlauer Regimentschef Johann Jakob von Wunsch setzte sich persönlich für den Erbau dieses Exerzierschuppens ein, in dem die Soldaten auch bei schlechter Witterung ausgebildet werden konnten. Er brauchte allerdings eine gewisse Zeit, um Friedrich den Großen davon zu überzeugen, Geld für den Erbau des Exerzierhauses bereitzustellen. Schließlich bewilligte der König eine festgelegte Summe. Diese Summe wurde durch den Bau des Hauses jedoch um 900 Taler überschritten, die der König nachträglich nicht bewilligen wollte. General von Wunsch blieb nichts anderes übrig, als den Betrag vorerst aus eigener Tasche zu bezahlen. Erst 1787 genehmigte der Nachfolger Friedrichs den Großen die 900 Reichstaler.

Zwei Akten im Stadtarchiv, die „Grundakte des Magistrats zu Prenzlau vom Exercier-Hause“, die 1810 beginnt und 1936 endet, und die Akte „Die Benutzung der Kaserne I / II durch die Stadt und Ankauf“ von 1923 - 1930 dokumentieren die Geschichte des Hauses.

Der Exerzierschuppen war ein Fachwerkhaus von „206 Fuß Länge und 40 Fuß Tiefe.“ Diese Angabe stammt aus einem Schriftstück aus dem Jahre 1820, auf dem der Magistrat Argumente sammelte, um die Übernahme des Exerzierschuppens von sich abzuwenden und es als ein königliches Gebäude bestehen zu lassen. In diesem Schriftstück ist auch der Werdegang des Gebäudes bis zu diesem Zeitpunkt beschrieben: „Bis zum Jahr 1806 hat das in Garnison hier gestandene Regiment wenig oder nichts zur Erhaltung dieses Gebäudes gethan. Im Jahr 1806 wurde darin ein Magazin zu allerley Lebensbedürfnissen in aufgehäuften Tonnen



Akte Benutzung der Kasernen 1923-30.



Akte Exercierhaus 1810-1936.

mit Reis, Graupen, Grütze, Mehl, p.p. für die Vaterländischen Truppen angelegt, das eine Beute der Franzosen ward.

Hernach ward dies Gebäude zuerst zu einem Pferdestall [...] eingerichtet, weil die große Zahl der französischen Cavellerie anfang in einigen Bürger Stuben Pferde einzuziehen. Bald war es Pferdestall bald Heu- und Stroh Magazin und durch das herein- und heraus Fahren der Erdboden zum Staube so zubereitet, daß die Menschen bey militärischen Evolutionen sticken mußten.“

Zur Erklärung: Preußen befand sich 1806 im Krieg mit dem napoleonischen Frankreich. Nach der Niederlage der Preußen bei Jena und Auerstedt zog sich das 10 000 Mann starke Hauptheer unter der Führung des Generals Hohenlohe-Ingelfingen in Richtung Stettin zurück und kapitulierte am 28.10.1806 vor gerade einmal 1500 Franzosen vor den Toren Prenzlau. Bis 1808 blieb Prenzlau unter französischer Besatzung.

In einem anderen Schriftstück heißt es weiter: „[Von] 1812 bis 1820 eine von den nahe wohnenden Bürgern zur Remise zu Kalk-Herings-Tonnen, zu Wagen jeder Gattung, Schlitten, Dielen p.p. ohne weitere Anfrage belegt; unter der Rubric wie einer aussprach: ich bin auch Bürger.“ Diese Schilderung gelangte freilich nicht in das für die königliche Regierung

bestimmte Schreiben, da die widerrechtliche Nutzung des königlichen Gebäudes Konsequenzen nach sich gezogen hätte.

Der Magistrat lehnte die Eigentumsübertragung des Exerzierhauses 1820 ab, da er die Kosten für die Erhaltung des ziemlich maroden Gebäudes nicht aufbringen konnte. Darauf antwortete die Königlich Preussische Regierung: „Dem Magistrat gereicht auf den Bericht vom 23. v. M. zum Bescheide, daß mit der ihm zu übertragenden Aufsicht über das dem Militärfiscus gehörigen Exerzierhause zu Prenzlau keinesweges die Verpflichtung zu dessen baulichen Unterhaltung verbunden seyn soll, diese vielmehr nach wie vor aus StaatsCassen erfolgen wird. [...]“ Der Magistrat erklärte sich bereit, diese Aufsichtspflicht zu übernehmen, so dass ihm am 13. Dezember 1820 zwei Schlüssel des Exerziergebäudes übergeben und somit symbolisch die Aufsicht über das Gebäude offiziell übertragen wurde.

Im Übergabeprotokoll ist das Exerzierhaus sehr detailgetreu beschrieben: „daßelbe ist 216 Fuß lang, 41 Fuß Tief, 18 Fuß in Stelen hoch von Eisen Schwellen, im Übrigen von Kiefern Holz erbaut. [...] Das Gebäude ist ohne alle innere Scheidewände, hat in der Forderfronte 1 großes verdoppeltes 2flügliges Eingangsthor [...] und 9 Stück Fenster; in der Hinterfronte 10 Stück Fenster u. an jedem Giebel 2 Stück d.g. [...] Der Fußboden im Gebäude ist mit Lehm ausgeschlagen. Zum Dachboden führt eine offene Treppe mit Podest und Handgeländer von Latten. Der obere Theil dieser Treppe ist an den Seiten mit Brettern verschlagen und mit einer Thür versehen [...]; über der selben noch eine Fallthür. Der hier befindliche Dielenboden ist sehr schlecht. Im Dache befinden sich 7 kleine gerade aufstehende und eine große desgleichen Dachlucke mit hölzern Klappen versehen und eine kleine Dachlucke auf der einen Bahn mit einem Glasfenster.

Das Gebäude hat sich im Ganzen etwas nach der hintern Seite verschoben u. ist daselbst mit einigen Seilen gestützt, welche auch ein weiteres Ueberweichen verhindert haben. Die übrigen Mängel des Gebäudes bestehen besonders in der schlechten Beschaffenheit des Daches, des Bretterbodens über dem Gebälk u. der Fenster, so wie endlich in dem zum Exerzieren unbrauchbaren untern Erdfußboden.“

Diese Mängel wurden auf Staatskosten vorerst beseitigt.

Erst 105 Jahre später, im Jahr 1925, erwarb die Stadt den Exerzierschuppen

zusammen mit dem gesamten Kasernenkomplex. Bis dahin verblieb er in militärischem Besitz.

Während des deutsch -französischen Krieges 1870/1871 wurde ein Lazarett im Exerzierschuppen eingerichtet.

Nach dem Ersten Weltkrieg nutzte ihn die Schutzpolizei zusammen mit der gesamten Kasernenanlage. Nachdem sie am 14.12.1923 von Prenzlau nach Eberswalde abgezogen wurde, versuchte der Magistrat die nun freigewordenen Objekte zu erwerben. Anfangs schien man dabei auf den Exerzierschuppen verzichten zu können: „Die Instandsetzung des Exerzierhauses scheint überhaupt nicht mehr lohnend, da dieses nur noch abbruchswert hat. Nach Mitteilung des Heeresauskunftsamtes wurde bereits 1911 erwogen, dieses Gebäude aufzugeben, da sie für die Unterkunft

der Truppe zu stellende Anforderungen nicht mehr genügte.“

Da aber recht gute Kaufangebote von privater Seite für den Exerzierschuppen eingingen, entschloss man



Exerzierschuppen in den 1960er Jahren.



Exerzierschuppen 1970 – Sammlung Rammoser

sich, das Gelände mit ihm zu kaufen. Dies geschah 1925. 1926 wurden darin 5 Kellerverschläge für die Mieter der Kaserne I errichtet. Die Stadt hatte nämlich bereits kurz nach Abzug der Schutzpolizei verschiedene Behörden und Mietwohnungen in den Kasernen eingerichtet. Auch diente er den Mietern der Kasernen als Abstellraum für ihre Fuhrwerke sowie als Stallungen und Lagerraum. 1934 ging der Schuppen in den Besitz der St. Nikolai Kirchengemeinde über.

Den Zweiten Weltkrieg überstand das Gebäude unbeschadet. Er diente nun zeitweilig als Kohlenlager und Lagerschuppen. Durch eine Brandstiftung im Jahre 1974 wurde er nach gut 200jährigem Bestehen unwiederbringlich zerstört.



Standort des ehemaligen Exerziererschuppens heute.

Foto: Dietrich Dittmann, Dezember 2010

### Quellen:

- Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, Vol 6 Nr. 443 „Grundakten des Magistrats zu Prenzlau vom Exercier-Hause“ 1810 – 1936
- Stadt Prenzlau, Stadtarchiv, Buchst. K Nr. 429 „Die Benutzung der Kaserne I / II durch die Stadt und Ankauf“ 1923 – 1930
- Emil Schwartz: Johann Jakob von Wunsch – General der Infanterie, in: Heimatkalender Kreis Prenzlau, 1941 S. 36 - 43

## **Gustav von Arnim-Densen (1820-1904)** **Gutsherr – Politiker – Heimatforscher**

Wolfgang Blaschke, Gartz

Gustav von Arnim-Densen gehörte zu den Mitbegründern des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau, zu dessen Ehrenmitglied er ernannt wurde.

Er wurde am 29. Mai 1820 in Criewen geboren und war der Sohn von Otto Friedrich Karl von Arnim, der 1804 mit dem Erwerb des Gutes Criewen, die Criewener Linie der Familie Arnim begründete. Friedrich Bernhard Gustav von Arnim erhielt eine juristische Ausbildung und war als Referendar bei der Provinzialregierung in Potsdam tätig. 1849 schied er aus dem Staatsdienst aus, um die Leitung der Güter Criewen und Densen zu übernehmen. Im selben Jahr heiratete Gustav von Arnim Klara von Prillwitz (1831-1883), eine illegitime Tochter des Prinzen August von Preußen (1779-1843) und der Auguste Arend (1775-1843). Prinz August war ein Neffe Friedrichs II. und einer der reichsten Grundbesitzer Preußens. Er wollte oder durfte aber nicht standesgemäß heiraten, und so hatte er aus zwei Beziehungen nur illegitime Kinder und sein Erbe ging über seine Schwester Luise an den Fürsten Anton Radziwill.

Die ältere Schwester von Klara, Elisabeth (1827-1854), war mit dem Grafen Harry von Arnim-Suckow (1824-1881) verheiratet. Der Schwager des Gustav von Arnim ist in die deutsche (Rechts-) Geschichte als Gegner Bismarcks eingegangen. Graf Harry war als Botschafter in Paris für die Wiedereinsetzung der Monarchie in Frankreich und stellte sich damit gegen Bismarcks Frankreichpolitik. Da er den politischen Kampf mit Bismarck anhand der ihm anvertrauten Papiere aus dem Ausland weiterführte, wurde dem Grafen Harry in Deutschland der Prozess gemacht. Da es aber im damaligen Strafgesetzbuch für derartige Delikte keinen Paragrafen gab, wurde der bis heute bekannte „Arnim-Paragraf“ eingeführt. Pikanterweise musste in diesem Prozess auch Arnims damaliger Botschaftssekretär in Paris, der Uckermärker Friedrich von Holstein (1837-1909) aussagen. Diese Vorgänge entwickelten sich zu einem derartigen Eklat, die selbst Ehm Welk in seinem Roman „Die Lebensuhr des Gottlieb Grambauers“

verarbeitete. Tatsächlich war ja Welks Vater Gottfried einige Jahre als Milchkühler auf dem Gut Criewen tätig und lernte hier seine spätere Frau Auguste Wahl kennen.

Doch zurück zu Gustav von Arnim. Mit seiner Frau Klara hatte er zwei Söhne, Bernd von Arnim (1850-1939), der das Gut erbt und aufgrund seiner landwirtschaftlichen Erfolge Landwirtschaftsminister wurde und Hans von Arnim (1855-1911), der als General im preußischen Heer Karriere machte. Politisch war Gustav von Arnim seit 1847 im Angermünder Kreistag tätig. Zu seinem 50jährigem Jubiläum erhielt er als Auszeichnung den Roten Adlerorden 2. Klasse und ein großes Erinnerungsblatt, gezeichnet von dem bekannten Künstler Ernst Albert Fischer-Cörlin (1853-1932), ein Schüler des bekannten Historienmalers Anton von Werner. Es zeigt die Wappen der vier Landräte, zu deren Amtszeit v. Arnim Kreistagsmitglied war, nämlich v. Arnim-Kröchlendorff, von Röder, von Buch und von Risselmann. In den romanischen Bögen sind die Marienkirche und das alte Landratsgebäude in der Richtstraße, in der Mitte das brandenburgische Wappen und rechts das neue Kreistagsgebäude zu sehen. Ein Wappenhalter zeigt das Arnimsche Wappen und verweist auf das Grußwort. Darunter der Buch'sche Kasten und eine Ausgabe der ebenfalls 1847 gegründeten Angermünder Zeitung. Alle Mitglieder des Kreistages haben auf diesem Schmuckblatt unterschrieben. Landrat von Buch, von Arnim-Criewen, von Arnim, die Herren Kietz, von Buch auf Stolpe, Devantier, Dufresne, Falkenthal, Fr. Hartmann, Krieg, Kuhn, Kummerow, Lefevré. Meyer, Millies, R. Müller, Müller, Ortmeier, Pahl, Rabenhorst, Rouvel, Carl Schleyer, Schulze, Sewekow, Sieg, Spiegelberg, Trampe, Wölle, Zimmer und der Kreissekretär Erdmann.

Dieses Schmuckblatt wurde von einem Leipziger Antiquariat angeboten und vom Mitglied des Vereins für Heimatkunde Angermünde, S. D. Fürst zu Oettingen-Spielberg, angekauft. Der Urgroßvater des Fürsten war der bekannte Graf Wilhelm von Redern und Zeitgenosse Gustav von Arnims. Das Blatt wurde dem Verein für Heimatkunde als Dauerleihgabe übergeben und dem Angermünder Museum für die gegenwärtige Dauerausstellung geliehen. Gustav von Arnim war gleichzeitig seit 1885 Mitglied des Preußischen Herrenhauses. 1896 erhielt von Arnim die hohe Auszeichnung des Kronenordens 2. Klasse. Außerdem wurde er Rechtsritter des Johanniterordens. Er hatte zwar 1877 die Verwaltung



des Gutes Criewen in die Hände seines Sohnes Bernd gelegt, und damit auch die Verfügung über diesen landtagsfähigen Rittersitz, jedoch die Rechte auf den heute wüsten Ort Densen behalten. Das wohl wendische Fischerdorf Densen wurde seit 1536 mit Criewen zusammen behandelt. Im 18. Jahrhundert wurde aus dem Ort ein Rittervorwerk gebildet und die von Arnim erwarben es 1816. Das Vorwerk bestand aus Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und erhielt 1828 den Status eines landtagsfähigen Rittergutes. 1885 stellte man sehr wohlmeinend fest, dass es sich bei Densen um alten befestigten Grundbesitz handelt, und Gustav von Arnim

Am 2. d. Mts. verstarb zu Schwedt a/O. im 85. Lebensjahre der Kreisdeputierte

## Herr Gustav von Arnim-Densen

Mitglied des Herrenhauses und des Provinziallandtages.

57 Jahre gehörte der Entschlafene dem Kreistage an; er wurde bei Einführung der Kreisordnung in den Kreisausschuss berufen und war in verschiedenen Ehrenämtern tätig, stets bereit, mit seiner Arbeitskraft und seinem reichen Wissen der Allgemeinheit zu dienen. Mit treuer Liebe hing er an seinem Heimatkreise, der ihm nicht zum geringen Teil seine günstige kommunale und finanzielle Entwicklung verdankt.

Wir verlieren in dem Verstorbenen einen väterlichen Freund, dessen sachliches und klares Urteil uns bei unseren Beschlüssen stets zur Richtschnur diene und dessen Andenken bei uns in hohen Ehren bleiben wird.

Angermünde, den 4. August 1904.

**Namens des Kreisausschusses des Kreises Angermünde.**  
von Buch, Königlicher Landrat.

Anzeige in der Angermünder Zeitung vom 4. 8. 1904.

konnte dadurch in das Herrenhaus berufen werden. In Densen stand zu der Zeit aber nur noch ein Haus, das auch bald zerfiel, sodass der Ort 1895 wüst war und heute nur noch die Flurbezeichnung „Densenberge oder Densower Berge“ daran erinnert. Nach dem Gustav von Arnim 1877, wie schon erwähnt, die Güterverwaltung niedergelegt hatte, widmete er sich genealogischen und historischen Fragen und war Vorsitzender des von Arnimschen Familienverbandes. 1883 veröffentlichte er die „Beiträge zur Geschichte des von Arnimschen Geschlechts“. Noch heute für die

Heimatsforschung interessante Grundsatzbeiträge sind seine Arbeiten über „Die Pfuelsche Fehde“ (in: Märk. Forschungen Nr. 20, 1887) und „Über die Vogteien der Uckermark“ (in: Forschungen zur Brandenburg. und Preuß. Geschichte 1, 1888; auch in Mitteilungen des UMGV Nr. 1).

Gustav von Arnim starb hochbetagt in Schwedt am 2. August 1904, nachdem er gerade von einem Unfall durch eine explodierende Spirituslampe genesen war. An seiner Beisetzung an der alten Criewener Kirche nahmen zahlreiche Persönlichkeiten Brandenburgs und der Uckermark, wie der Oberpräsidialrat von Winterfeld, Landesdirektor von Manteuffel, Ritterschaftsdirektor von Buch, die Landräte von Buch und von der Marwitz sowie die Criewener Gemeinde teil. Gustav von Arnim-Densen gehört unzweifelhaft zu den herausragenden Persönlichkeiten der uckermärkischen Geschichte des 19. Jahrhunderts.

#### **Weitere Literaturhinweise:**

Angermünder Zeitung vom 14. April 1897 und vom August 1904

Siebarth, Werner: Friedrich von Holstein und der deutsche Vorgriffskrieg 1905/06. In:

Heimatbuch des Kreises Angermünde, Bd. 3, S. 101-134, bes. S. 106ff.

Siebarth, Werner: Gustav v. Arnim. In: ebenda, S. 161f.

## Die Lyra Fahrradwerke Prenzlau

Sabine Nietzold, Prenzlau

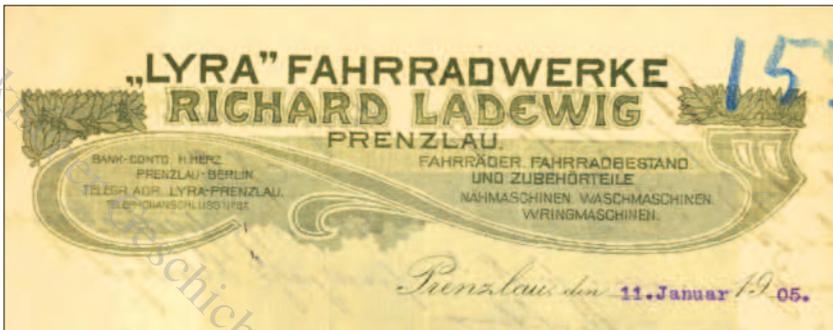
Die Lyra Fahrradwerke Prenzlau wurden um 1905 gegründet und befanden sich in der Schwedter Straße. Zum Gebäudekomplex gehörten zwei Wohnhäuser, die durch eine Toreinfahrt miteinander verbunden waren sowie ein Verwaltungsgebäude, Lagerschuppen, Arbeiterwohnungen und eine Automobilgarage im Hof der Anlage. In einem der beiden Vorderhäuser befindet sich heute die Baguetterie und die ehemaligen Lagergebäuden der Lyra Fahrradwerke auf dem Hof werden von der Hoco Möbel GmbH als Verkaufsraum genutzt.

Anhand der Bauakte dieses Gebäudekomplexes kann man die spannende Geschichte der Lyra- Fahrradwerke rekonstruieren.

Das Lyra-Werk in Prenzlau war eine Niederlassung. Auf Kopfbögen der Firma aus dem Jahre 1912 steht dazu: „Lyra weltbekannt, Gründung des Stammhauses 1856, Deutsche Lyra in allen Weltteilen gegen erstklassige Konkurrenzen siegreich. Erstes, ältestes und leistungsfähigstes Spezialhaus



Kopfbogen Fahrradwerke 1906.



Kopfbogen Fahrradwerke 1905.

für Fahrräder und Sportartikel.“ Leider ist es mir nicht gelungen, genaueres über die Lyra Stammfirma in Erfahrung zu bringen.

Gegründet hat die Prenzlauer Niederlassung der Uhrmacher und Fahrradhändler Richard Ladewig. Am 07. Oktober 1904 wurde er als Eigentümer in das Grundbuch eingetragen. Das erste Schriftstück von Ladewig stammt allerdings schon vom 27. September 1904 und ist ein an die Polizeiverwaltung gerichteter Bauantrag für ein Kontor- und Lagergebäude auf seinem Grundstück. Nachdem die Gewerbeaufsicht darauf aufmerksam wurde, dass Ladewig in dem Neubau eine Reparaturwerkstatt einrichten wollte, bat sie um genaue Angaben über die Art der gewerblichen Anlage, welche Betriebskraft Verwendung finden sollte, welche Maschinen eingesetzt werden sollten und wie viele Arbeiter er beschäftigen wollte. Ladewig erklärte daraufhin, „daß die in meinem Neubau Schwedter Straße 11/12 zu errichtende Werkstätte dazu dienen soll, Fahrräder zu montieren und zu reparieren, und kommen hierbei Hand- resp. Fußbetrieb in Frage. An Arbeitsmaschinen sind vorhanden 2 Drehbänke,

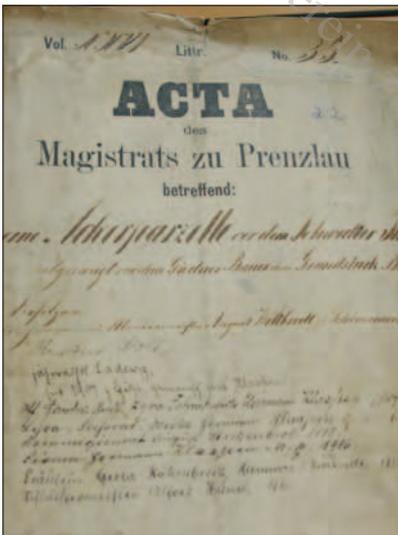
1 Emaillierofen, einige Montierständer, und beschäftige ich vorläufig 5 –10 Arbeiter.“ Dieses Schreiben vom 12. Oktober 1904 trägt als Kopfbogen schon die Aufschrift „Lyra“ Fahrradwerke Richard Ladewig Prenzlau. Fahrräder, Fahrradbestand und Zubehörteile, Nähmaschinen, Waschmaschinen und Wringmaschinen.“

Ladewig ließ im Hofraum seines Grundstückes noch im Jahre 1905 weitere Gebäude bauen und Wohnungen einrichten.

Zwei Jahre später, am 27. März 1907, wurde als Eigentümer des

Firmengrundstückes zusätzlich zu Ladewig, zur Hälfte der Kaufmann Hermann Klaaßen aus Prenzlau eingetragen. Weitere zwei Jahre später, am 5. März 1909, vollzog sich der komplette Eigentumswechsel, denn von nun an war die „offene Handelsgesellschaft Lyra- Fahrradwerke Hermann Klaaßen“ im Grundbuch eingetragen, die sich am 13. Januar 1912 in die „Lyra“ Fahrradwerke Hermann Klaaßen, Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ umwandelte.

Die Lyra- Fahrradwerke Prenzlau, die ihre Waren durch den Versand direkt an die Kunden lieferten, druckten für diese Zwecke seitenstarke Kataloge. Der Hauptkatalog der Ausgabe 1910 hatte beispielsweise einen Umfang von 328 Seiten.



Bauakte Schwedter Str. 11/12.

Am 10. März 1915 wechselte das Grundstück wieder seinen Besitzer. Ins Grundbuch wurde der Kommerzienrat August Stukenbrok in Einbeck eingetragen. Dieser August Stukenbrok, der in Polle an der Weser geboren wurde, hatte sich in Einbeck, in das er 1888 übersiedelte, eine Fahrradfabrik sowie einen Versandhandel aufgebaut. Er gilt als der erste Versandhauskönig Deutschlands. Er beschränkte sich dabei nicht nur auf die Lieferung von Fahrrädern, sondern erweiterte sein Angebot im Laufe der Jahre auf Fahrradzubehör und schließlich auf einen allgemeinen Versandhandel mit Produkten für den Haushalt und die Freizeit. Auch er betrieb einen für damalige Zeiten extrem großen Werbeaufwand, in dem er bis zu 400 Seiten starke Kataloge in einer jährlichen Auflage bis zu 500.000 Stück an seine Kunden verschickte.

Der Höhepunkt seiner Geschäftstätigkeit lag in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. 1914, zum 25-jährigen Bestehen, hatte er insgesamt 250.000 Fahrräder verkauft. Wenn man den Verbreitungsgrad des Fahrrades zu dieser Zeit bedenkt, war das eine enorme Leistung.



Fahrrad Marke „Lyra“ und Kettenscheibe.

Foto: Michael Pichler, Straßengel (Schweiz)

Das auch die Marke „Lyra“-Fahrrad einen gewissen Stellenwert gehabt haben muss, zeigt sich an der Tatsache, dass Stukenbrok seine Tochterfirma unter ihrem ursprünglichen Namen weiterlaufen ließ und die Fahrräder nicht unter seinem Markennamen „Deutschland-Fahrrad“ verkaufte.

Die Weltwirtschaftskrise, die am 25. Oktober 1929 mit dem schwarzen Freitag an der New Yorker Wall Street seinen Anfang nahm, führte 1932 dann jedoch zur Insolvenz der Firma.

Diese Entwicklung spiegelt sich auch an den Lyra – Fahrradwerken Prenzlau wieder. Am 11. April 1916 wird zunächst wieder die Firma „Hermann Klaaßen Aktiengesellschaft“ in das Grundbuch eingetragen. Aus einem Verkaufsangebot vom Januar 1929, das von einem Makler aus Joachimsthal an den Magistrat von Prenzlau gesandt wurde, geht jedoch hervor, dass die Firma Herman Klaaßen AG zum Konzern der Firma August Stukenbrok in Einbeck gehörte.

Auf einer Verkaufsannonce, das dem oben erwähnten Schreiben beigelegt wurde, ist als Grund für den geplanten Verkauf die „Zusammenlegung des Betriebes mit gleichartigem größeren Stammhause“ angegeben.

Aus der Verkaufsannonce kann man einige Details über die Prenzlauer Firma erfahren: „Das ca. 2 Morgen große Grundstück befindet sich in einer Stadt von über 20 000 Einwohnern, die an einer Hauptbahnstrecke

Werbeanzeige im Heimatkalender des Kreises Prenzlau 1926.

Werbeanzeige

und einigen Nebenlinien gelegen ist. Es liegt im besten Außenviertel der Stadt an einer der schönsten und breitesten Straßen. Außer dem großen Geschäftsgebäude befinden sich zwei herrschaftliche durch die Einfahrt zu den Geschäftsgebäuden getrennte Wohnhäuser auf dem Grundstück sowie 2 Nebengebäude mit kleineren Wohnungen, die an das Geschäftsgebäude grenzen. Das Geschäftsgebäude mit seinen schönen großen Büro-, Lager- und Lehrstadträumen ist um 1905 herum erbaut worden und in ihm ist ein Versandgeschäft größeren Stils betrieben worden, das in der Vorkriegszeit an hundert Angestellte und Arbeiter beschäftigte. [...]"

1929 konnte das Grundstück nicht veräußert werden. Es wurde dem Magistrat von Prenzlau mehrmals zum Kauf angeboten, dieser sprach aber stets aus, dass kein Interesse an dem Grundstück bestehe. Erst 1935 wurde das Grundstück an einen Schlichtermeister aus Prenzlau verkauft. Interessant ist, das im Grundbuchübertrag das Fräulein Hertha Stukenbrok



Emil Fischer (1880-1953). Foto: Hildegard Reinshagen

in Hannover-Kirchrode als bisherige Eigentümerin angegeben ist. Sie war das einzige Kind von August Stukenbrok. Nachdem dieser 1931 verstarb, war sie die einzige Erbin des Unternehmers und musste den Konkurs der Firma abwickeln. Es ist anzunehmen, dass die Fahrradproduktion und das Versandgeschäft in Prenzlau schon 1929 eingestellt wurde und man nur noch die Wohnungen auf dem Gelände vermietete.

#### **Nachtrag:**

Auf den Artikel, der im Mai 2008 im Heimatkurier erschien, meldete sich eine Dame aus Minden, Frau Hildegard Reinshagen, geb. Fischer. Ihr Vater übernahm ab 1916 die Leitung des Stukenbrok -Werkes in Prenzlau.

Emil Fischer absolvierte eine kaufmännische Lehre bei den Stukenbrok-Werken im Haupthaus der Firma in Einbeck und verblieb dort einige Jahre als Kaufmann, bis er um 1906 als Leiter und Prokurist in das zweite Stukenbrok-Werk nach Eisenach versetzt wurde. Dort verblieb er weitere 10 Jahre. 1916 bot man ihm die Stelle des Direktors für das Stukenbrok-Werk in Prenzlau an. Er nahm die Stelle an und so zog die Familie nach Prenzlau, wo sie in der Schwedter- Straße 12, in der 1. Etage wohnte. Dort wurde Hildegard Reinshagen 1919 geboren.

Frau Reinshagen berichtet in ihrem Brief, dass die Firma bereits 1928 in Konkurs ging und ihre Familie Prenzlau wieder verließ. In Minden/Westfalen fanden sie eine neue Heimat. Dort eröffnete der Vater 1930

die Glasgroßhandlung „Emil Fischer“, die bis heute unter diesem Namen besteht.

**Quellen:**

Acta des Magistrats zu Prenzlau, Vol. 26, Nr. 35 (Schwedter Straße 11/12, ab den 1930er Jahren Schwedter Straße 22/24)

Brief von Hildegard Reinshagen aus Minden vom 04.08.2008

Internet:

Walter Euhus, Langenhagen: Wege eines Löns-Manuskripts

<http://www.loens-verband.de/loebraetter/heft-07-4.html>, Stand Mai 2008

<http://de.wikipedia.org/wiki/Stukenbrok>, Stand Mai 2008



Vorderansicht Komplex Fahrradwerke. – Verwaltungsgebäude im Innenhof. (Bild oben)

Foto: Dominikanerkloster Prenzlau 2008

## Ringenwalde, ein Dorf mit 6 Krügen?

Jürgen Theil, Prenzlau

*„Ich habe die beste Frau der Welt am schönsten Ort der Welt geheiratet“ sagte der brandenburgische Ministerpräsident Matthias Platzeck, als er am 6. Juni 2008 gemeinsam mit der Hochzeitsgesellschaft die Ringenwalder Kirche verließ. Unter den 200 geladenen Gästen waren auch prominente Persönlichkeiten wie Günther Jauch oder der Regierende Bürgermeister von Berlin, Klaus Wowereit sowie der damalige Außenminister Frank-Walter Steinmeier. Was macht den besonderen Reiz dieses - heute 460 Einwohner zählenden - Ortes aus, der immer mehr Feriengäste und Touristen aus dem Berliner Raum anzieht?*



Erb begräbnis. Foto: Jürgen Theil

Das uckermärkische Straßendorf Ringenwalde, das bis 1993 zum Kreis Templin gehörte, wurde 1316 als *Ryngenwolde* erstmals schriftlich erwähnt. Der Ortsname weist auf den einstigen Waldreichtum des Uckerlandes hin. Zahlreiche Dörfer, die im urwüchsigen Rodungsgebiet des Uckerschen Waldes lagen, wurden mit der Endung „walde“ versehen (Gerswalde, Mittenwalde, Fredenwalde, Hohenwalde, Klosterwalde, Sperrenwalde, Falkenwalde, Fahrenwalde, Liebenwalde, Klosterwalde, Brüsenwalde). Darauf, dass Ringenwalde auch Parallelen zu den Orten Ringenwalde im Kreis Märkisch-Oderland und zu dem ehemaligen Ringenwalde im Kreis Soldin in der Neumark besitzt, verweist Sophie Wauer im Ortsnamenbuch der Uckermark, das im Jahr 2000 erschien. So liegen alle drei Orte an alten Heerstraßen und sind wahrscheinlich deutsche Siedlungskastelle askanischer Herrschaft. Der Name könne als ringförmige Siedlungsanlage im Walde erklärt werden. Die zum Ort Ringenwalde gehörende imposante

Feldsteinkirche entstand bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Aus dem Landbuch Kaiser Karls IV. geht hervor, dass 1375 alle zu *Ryngbewolde* gehörenden Hufen (eine Hufe entspricht etwa 35 bis 40 Morgen) wüst lagen. Zum Ort gehörten damals immerhin insgesamt 64 Hufen, vier Pfarrhufen, sechs Krüge (!), 48 Kossätenwörden (Kleinbauernstellen, von denen aber nur 19 besetzt waren), eine Windmühle (im Landbuch werden für die Uckermark insgesamt 80 Mühlen genannt, von denen 39 wüst lagen) und der See namens *Ponersken* mit Garnzug (Fischerei). Außergewöhnlich hoch erscheint die Zahl der überlieferten Krüge. Im Landbuch von 1375 sind von den 170 Dörfern der Uckermark 140 mit einem Krug erwähnt. Ringenwalde nimmt unter den neun Dörfern der Uckermark, die auf Grund ihrer Nähe zu wichtigen Handelsstraßen gleich mehrere Krüge besaßen, mit sechs Krügen eindeutig die Spitzenposition ein.

### **Die von Ahlimbs auf Ringenwalde**

1416 wurde Franz von Ahlimb mit 16 Hufen belehnt. Ungewiss ist jedoch, ob die Hufen durch die Familie von Ahlimb zu dieser Zeit auch tatsächlich besetzt wurden. Erst 1450 lässt sich ihre Wohnhaft im Ort nachweisen. Im selben Jahr hatten von Ahlimb durch einen Vergleich mit dem Kloster Chorin auch Weide- und Holzungsrechte in der Großen Heide erlangt, wovon auch die Bauernschaft von Ringenwalde profitieren sollte. 1472 verpfänden die von Ahlimbs Anteile ihres Besitzes an den Templiner Bürger H. Krüger. Ein Schulze (Bürgermeister) wird 1541 erstmals schriftlich erwähnt. 1578 gehörten zum Ort 9 Bauern, 22 Kossäten, 1 Schmied, 1 Hirte und 3 Pachtschäfer. Trotz anhaltender Agrarkonjunktur, die Gewinne aus dem Getreideanbau versprachen, gab es aber auch in Ringenwalde noch wüste Bauernstellen. 1595 fassten die von Ahlimbs den Plan, auf der Feldmark von Ringenwalde eine Windmühle zu errichten, die Anfang des 17. Jahrhunderts fertig gestellt werden konnte. Auch ihre Vorfahren besaßen hier bereits eine Wind- und eine Wassermühle. Im ausgehenden 16. Jahrhundert hatte ein langjähriger Hütungsstreit auf dem Marienwerder 1599 dazu geführt, dass von Arnim zu Fredenswalde „mit bewehrten und gesamleten hauffen“ bei den von Ahlimb zu Ringenwalde einfiel, um seine Schweine und Pferde zu vertreiben. Immer wieder musste

der brandenburgische Kurfürst eingreifen, um den uckermärkischen Adel, der das Fehde- und Faustrecht all zu oft missbrauchte, zu disziplinieren. Ein Landreiterbericht aus dem Jahre 1608 verzeichnet in Ringenwalde drei Rittersitze.

### **Die Folgen des 30-jährigen Krieges (1618-1648) und des Schwedisch-Brandenburgischen Krieges (1674/75)**

1621 bestätigt ein kurfürstlicher Konsens den Ankauf des Sees „die Lübbelose“ auf dem Felde Ringenwalde durch die von Ahlimbs. Der See befand sich zuvor im Besitz der Stadt Templin, die durch den großen Brand von 1618 sicher auf jede Geldquelle angewiesen war. Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648) verwüstete auch Ringenwalde sehr schwer. Noch 1687 lag die Hälfte der Feldmark wüst. Es gab nur noch zwei besetzte Bauernhöfe, drei Kossätenstellen und einen Leineweber sowie den Dorfkrug in Ringenwalde. Die Pfarrkirche sowie die Wind- und Wassermühle lagen noch wüst. So gehörte auch Ringenwalde 1691 zu den hoch verschuldeten Gütern, die sehr stark konkursgefährdet waren. Deshalb kämpften die von Ahlimbs um jeden entlaufenen Bauern, notfalls auch mit Gewalt. So stritt von Ahlimb zu Ringenwalde 1698 mit dem Amtmann von Zehdenick um den leibeigenen Bauern Christian Franz und dessen Kinder. 1705 überließ Friedrich Wilhelm von Ahlimb seinem Bruder sein Anteilsgut an Ringenwalde mit allen Regalien, Feldmarken, Vorwerken und Untertanen wiederkäuflich und verließ das Gut mit einem ledigen Leibeigenen. Wie es um die Erziehung der Kinder in dieser schweren Zeit bestellt war, geht aus den Quellen nicht eindeutig hervor. 1691 wird in Ringenwalde zumindest ein Schulmeister erwähnt, der sein Geld jedoch auch als Schneider verdiente, was damals durchaus üblich war. Erst 1734 konnten im Ort wieder 134 Einwohner gezählt werden. Darunter waren u. a.: 11 Bauern, 17 Häuslinge, 1 Müller (dem es 1731 gelang, die Ringenwalder Mühle zu erwerben), eine Schmiede, 1 Leineweber, 1 Radmacher, 1 Schäfer, 2 Hirten, 22 Knechte und 9 Mägde. Schon 1725 hatte sich die Lage der Bauern in Ringenwalde weiter verbessert. Die Feudallasten, zu denen auch Hand- und Spanndienste der Bauern gehörten, waren inzwischen weitgehend

durch die Zahlung eines Dienstgeldes abgelöst worden. Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Einwohnerzahl auf etwa 300 angestiegen war, entstand hier auch eine Ziegelei. Ringenwalde profitierte in dieser Zeit auch von der Schifffahrt. Da man in den vierziger Jahren in der Umgebung Templins einen Wasserweg zur Oberhavel schuf, war nun der Gütertransport auf dem Wasserweg von Ringenwalde an über den Lübbesee und Templin bis zur Havel möglich. Eine gestiegene Nachfrage nach Obst und exotischen Pflanzen führte zur Errichtung von Orangerien. So entstand auch auf dem Rittergut Ringenwalde 1763 eine Orangerie. Die Existenz einer kleineren Bibliothek im Gesamtwert von 30 Talern, von Gemälden im Wert von 541 Talern und Statuen im Garten im Gesamtwert von 350 Talern spricht ebenfalls für die gestiegene Wirtschaftskraft des Rittergutes. 1751 regelte die geschlossene Majoratsstiftung, dass das Rittergut Ringenwalde unteilbar, unverkäuflich und unverpfändbar ist. Erbberechtigt war seitdem nur der älteste Sohn.

### **Ringenwalde im 19. Jahrhundert**

Nachdem 1830 der Majoratsherr Gustav Andreas von Ahlimb verstarb, übernahm Kammerherr Emil Edmund von Saldern-Ahlimb das Gut. 1840 zählte das Dorf und das Rittergut Ringenwalde zusammen 32 Wohnhäuser, in denen insgesamt 439 Einwohner lebten. Zwanzig Jahre später gab es bereits allein im Dorf Ringenwalde 23 Wohnhäuser und 44 Wirtschaftsgebäude. Hinzu kamen 20 Wohnhäuser und 36 Wirtschaftsgebäude, die zum Rittergut gehörten. Neben einem Gasthof existierten 1861 u. a. eine Bockwindmühle, eine durch Zugvieh angetriebene Getreidemühle, eine Branntweinbrennerei, ein Bäcker, ein Fischermeister mit einem Gehilfen, drei Maurer, zwei Zimmerleute, ein Stellmachermeister, ein Schmiedemeister mit zwei Gehilfen, ein Schuhmachermeister, ein Sattlermeister, zwei Schneidermeister mit einem Gehilfen, ein Tischlermeister mit einem Gehilfen, ein Bürstenbindermeister, ein Musiker mit einem Gehilfen und ein Kaufmann. Der wirtschaftliche Aufschwung und die Zunahme der Wohnbevölkerung (1895: 416 Einwohner) erlaubten die Ansiedlung eines zweiten Kruges. So ist für das Jahr 1907 ein zweiter Gastwirt überliefert, der zugleich auch Floßmeister war.

## **Ringenwalde im 20. Jahrhundert**

1934 wurde ein großer Teil des Rittergutes Ringenwalde (ohne Forst) zur Aufsiedlung an die Deutsche Gesellschaft für Innere Kolonisation verkauft, bevor Saldern-Ahlimb den Rest des immer noch hochverschuldeten Gutes 1939 an den Reichsmarschall Hermann Göring verkaufte, der seine uckermärkischen Güter als Stiftung deklarierte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Rittergut (662 ha) im Zuge der Bodenreform (September 1945) enteignet. 272 ha gingen an landlose Bauern und Landarbeiter, 126 ha an landarme Bauern und 189 ha an „Umsiedler“ bzw. Vertriebene. Letztere waren es, die die Bevölkerungszahl 1946 auf 841 ansteigen ließen. 1953 entstand in Ringenwalde eine LPG Typ I mit 7 Mitgliedern, die ihren Grund und Boden gemeinschaftlich bestellten. Nachdem diese LPG 1955 in den Typ III umgewandelt wurde, ist auch das Vieh sowie das komplette landwirtschaftliche Gerät gemeinsam verwaltet worden. Die Zahl der LPG-Mitglieder hatte sich mit dem Abschluss der Zwangskollektivierung im Jahr 1960 auf 130 erhöht. Mit der Verstaatlichung der Forstwirtschaft entstand 1978 der Staatliche Forstwirtschaftsbetrieb Templin, dem auch Ringenwalde angehörte. Seit 1950 ist die Einwohnerzahl von Ringenwalde rückläufig. Schon 1981 war die Einwohnerzahl auf 502 gesunken. Nachdem die Gemeinden bzw. bewohnten Ortsteile Temmen, Ringenwalde, Neu Temmen, Alt Temmen, Poratz, Ahlimbswalde, Hessenhöhe, Julianenhof, Libbesicke und Luisenau 2003 zur Gemeinde Temmen-Ringenwalde zusammengeschlossen hatten, zählte die nun aus zehn Ortsteilen bestehende Gemeinde wieder 734 Einwohner (Stand 2005).

### **Die Feldsteinkirche**

Die Feldsteinkirche von Ringenwalde stammt aus dem 13. Jahrhundert. Sie wurde 1280 geweiht und besteht aus einem rechteckigen Schiff mit gleichbreitem Westturm und einem mehrfach abgetrepptem Westportal mit abgesetzten Kämpfern. 1580 brannte die Kirche völlig nieder und wurde bis 1590 durch den Baumeister Balthasar Gottschalk erneuert. Der damals aus Fachwerk errichtete Turm wurde im 30-jährigen Krieg erneut schwer zerstört. Der später aus Backstein errichtete 37,5 Meter hohe Turmaufsatz

stammt aus dem Jahr 1891. Die in den Turm in dieser Zeit eingebaute Uhr wurde von der Berliner Großuhrenfabrik Rochlitz geliefert. Anlässlich des 500-jährigen Patronatsjubiläums stiftete die Familie von Saldern Ahlimb



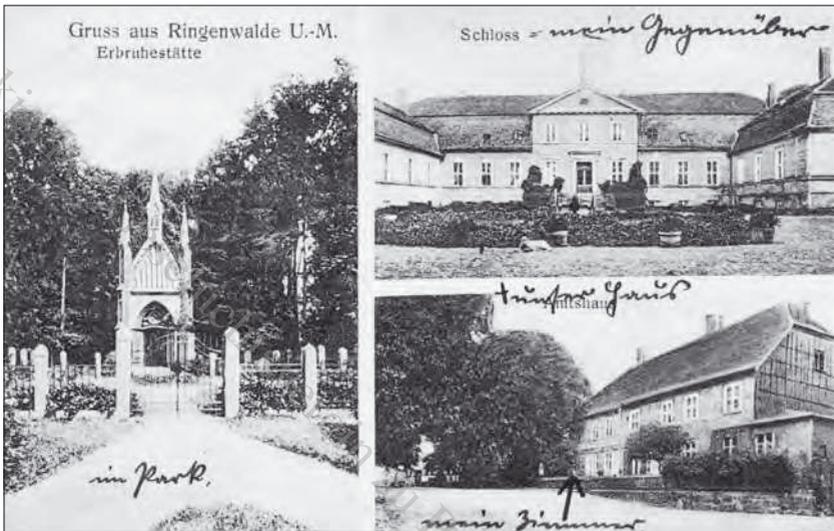
Foto: Jürgen Theil, 2010

auch die neuen farbigen Fenster. Zur Innenausstattung der Kirche gehören noch heute zwei Kirchenglocken von 1320 und 1617 (eine dritte Glocke wurde in der Zeit des Zweiten Weltkrieges eingeschmolzen), Glasmalereien aus dem Jahr 1599, ein Kanzelaltar von 1759, ein hölzernes Altarkruzifix, ein Holzrelief mit einer Darstellung des Gnadenstuhls aus dem 16. Jahrhundert, zwei in die Nordwand eingelassene Epitaphe von 1717 und 1720 mit den Büsten der Verstorbenen J. Wiechmann und K.W. von Ahlimb sowie eine Orgel, die 1760 von dem bedeutenden Orgelbauer Johann Peter Migendt (Meisterschüler des berühmten Orgelbauers Wagner)

errichtet wurde. Empore, hölzerne Taufe und Gestühl sind ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert. Vom Patronatsgestühl blieb nur das Wappenschild an der Nordwand der Kirche erhalten. Als die Kirche 1959 innen restauriert wurde, ist der Altar farblich neu gestaltet und das Patronatsgestühl abgebaut worden. 1992 konnte das Dach der Kirche neu eingedeckt werden. 1998 wurde der Förderverein Migendt-Organ Ringenwalde e.V. gegründet, der 2002 erstmals die Ringenwalder Musiktage organisierte und sich um den Erhalt und die Sanierung der Kirche bemüht.

### **Das Gutshaus**

Das Gutshaus von Ringenwalde stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es wurde im 19. Jahrhundert erweitert und nach einem Brand wieder aufgebaut. Ende 1945 wurde es von Angehörigen der SS gesprengt. Letzter Besitzer des Rittergutes war der Graf Ahlimb/Saldern. Der noch



Hist. Ansichtskarte von Ringenwalde (um 1910).



Foto: Jürgen Theil, 2010

erhaltene Schlosspark mit seinen verschlungenen Wegen und kleinen Teichen entstand unter dem Einfluss des englischen Gartenarchitekten Lenné. 1903/04 entstand hier ein neogotisches Erbbegräbnis der Familie von Ahlimb. Sehenswert ist auch der am Rand des Schlossparks liegende Riesenstein. Dieser Gneisgranitfindling hat ein Volumen von etwa 22 Kubikmetern.

### Quellen:

Enders, Lieselott: Die Uckermark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, Weimar 1992.

Dies.: Historisches Ortslexikon für Brandenburg Teil VIII, Uckermark, Weimar 1986.

Wauer, Sophie: Die Ortsnamen der Uckermark (=Brandenburgisches Namenbuch Teil 9), Weimar 1996.

# Auferstehen aus Ruinen

## Erinnerungen Teil III

Horst Mahnecke, Klein Körös

### Ut mine Schultid

Mein erster Schultag nach so langer Pause war bedrückend. Ich hatte ein Gefühl, als ginge ich zum ersten Mal zur Schule. Der Raum war knüppeldicke voll. So viele Schüler hatte die kleine Dorfschule schon lange nicht mehr gehabt. Alle starrten mich an, wie einen, mit dem man schon nicht mehr gerechnet hatte. So kam es mir jedenfalls vor. Aber ich wurde bereits erwartet, denn ein Platz neben Horst Kaufmann war mir schon reserviert worden. Ich versuchte mich einzurichten, aber alles war ungewohnt und neu. Die vielen Schüler, die Grenzen der Abteilungen und der Stufen, die Enge und die schnell stickig werdende Luft, alles war ungewohnt. Aber die Mitschüler halfen und bald hatte ich erkannt, wie der Hase läuft. Ich fand mich zurecht und da ich nicht ganz auf den Kopf gefallen war, meisterte ich auch bald die ungewohnte einklassige Landschule. Ich paukte mit den anderen im wahrsten Sinne des Wortes und fügte mich ein.

Der Schulalltag hatte mich wieder. Unser alter Lehrer arbeitete streng nach Plan, den er für alle sichtbar über dem Klavier an die Wand geheftet hatte. Wir verstanden den zwar nicht, aber den Eltern und dem neuen Schulvorstand, Herrn Fielitz, erklärte er anhand von beschrifteten Streifen und Kästen, was er noch alles behandeln wollte und was wir zu lernen hätten.

Auch neue Bilder und Sinnsprüche fand ich an den Wänden. Ein kleiner Rahmen enthielt folgenden weisen Spruch Goethes:

*„Wir müssen das Landvolk  
als ein Depot betrachten,  
aus dem immer wieder  
neue Kräfte in die Städte  
strömen.“*

Der Spruch gefiel mir, begriff ich ihn doch, nachdem uns der alte Schul-

meister das schwierige Wort „Depot“ erklärt hatte, als hohe Wertschätzung der auf dem Lande lebenden und dort gesund heranwachsenden Jugend. Der Spruch hob gewaltig unser Selbstwertgefühl, zumal uns die städtische Jugend sehr verhungert und schmalbrüstig vorkam.

An der Tafel fanden wir eines Tages einen Briefkasten, in den wir unsere Fragen in schriftlicher Form werfen konnten, wenn wir einen Begriff oder ein Wort nicht verstanden oder es uns nicht erklären konnten. Mit dem Wort „Niveau“ landete ich den ersten ernsthaften Fall. „Klingt wie Nivea“, schmunzelte Tegge, „ist es aber nicht.“ Ich musste erklären, wo ich dieses Wort gefunden hätte und konnte als Quelle die „Neue Berliner Illustrierte“ nennen, die mein Vater regelmäßig bezog. Jetzt erst erklärte Tegge, dass dieses Wort für Höhe, Ebene, Wert oder Qualität stehe. Man könne mit Fremdwörtern immer mehr ausdrücken, als mit einem Wort aus unserer Sprache. Deshalb benutzten die Politiker diese Wörter so gerne, behauptete er und fügte spöttisch hinzu: „Hört sich auch so ungemein gebildet an, nöch!“

Auch neue Lieder und Gedichte lehrte er uns. Mit Inbrunst sangen wir alle des Wanderers Klagelied:

*Wenn ich den Wanderer frage:*

*„Wo kommst du her?“*

*„Von Hause, von Hause“*

*spricht er und seufzet schwer.*

*Wenn ich den Wanderer frage:*

*„Wo blüht dein Glück?“*

*„Ich hab kein zu Hause,*

*hab keine Heimat mehr.“*

Das Lied hatte noch mehr Strophen, glaub ich jedenfalls, die ich jedoch bald vergaß, aber diese entsprachen so sehr unserem Erlebten und dem damaligen Lebensgefühl, dass sie sich tief in mein Gedächtnis einprägten. Lehrer Tegge hatte noch eine Einmaligkeit für eine Schule auf Lager – das Zähneputzen. Über Sinn und Wert des täglichen Zähneputzens hielt er uns einen Vortrag, aber wir müssen ihn so ungläubig angesehen haben, dass er sich entschloss, uns durch tägliche Übung an das Putzen der Zähne zu gewöhnen. Jeder musste deshalb eine Zahnbürste und einen Becher von zu Hause mitbringen, die in der Schule in einem Bierflaschenkasten

deponiert wurden. Jeden Tag sah man uns dann in einer langen Reihe in der großen Pause auf dem Hof stehen, den Becher in der einen, die Bürste in der anderen Hand, bereit zum Zähneputzen. Auf Kommando ging es dann los. Erst Putzen, dann Spülen und dann ... nun ja, „nicht immer, aber immer öfter“ ... Weitspucken. Das war ein Hallo auf dem Hof. Aber er erreichte sein Ziel. Zahnputzsachen blieben uns nicht unbekannt, wenn auch nicht jeder gleich zu einem überzeugten Hygienefan geworden ist.

Eines aber rettete er über die Zeiten mit hinweg, seinen allmorgendlichen Gang zum Klavier und seine Preußenhymne: „Üb immer Treu und Redlichkeit“. Jedes Mal wenn ich in Potsdam das Glockenspiel höre, bin ich lebhaft an sein Klavierhämmern erinnert. Wer sich je mit den Mühen eines Paukers beschäftigte, erahnt, warum gerade dieses Lied ihm so zusagte. Wir hatten, jeder für sich zwar, auch unsere Ansichten dazu, besonders dann, wenn wir stundenlang Diktatstoffe übten und nicht selten die Texte so gut beherrschten, dass wir die Diktate auswendig, ohne sein Diktieren, schreiben konnten.

Noch schlimmer war es, wenn wir die Umschreibungen unserer Aufsatz- und Niederschriftenentwürfe vorzunehmen hatten und das alle 14 Tage bzw. alle drei Wochen aufs Neue. Und war ein Abschnitt oder gar die ganze Reinschrift nicht wirklich rein, dann ging es noch einmal an die Gedulds- und Ausdauerarbeit. War alles endlich fertig, dann mussten Ranken gemalt und den Inhalt der Aufsätze illustrierende Zeichnungen angefertigt werden. Was für Probleme jedes Mal!

Und Themen waren das:

„Unser Kinderfest“	vom 16.09.46
„Ein Herbstbild“	vom 21.10.46
„Der Heidhase“	vom 11.11.46
„Dummerchen“	vom 02.12.46
„Vorweihnachtstage bei Storms“	vom 19.12.46
„Der Zopfichel“	vom 03.02.47
„Mordbrenner“	vom 24.02.47
„Wohin man sieht erklingt ein Lied“	vom 17.03.47
„Ein Ozeandampfer“	vom 03.04.47
„Tiere als Helfer im Garten“	vom 05.05.47
„Not bricht Eis“	vom 28.05.47
„Entenmutter“	vom 16.06.47 und
„Vorsicht“	vom 07.07.47

13 Aufsätze in einem Schuljahr. Verlangt das einmal von einem Schüler der 6. Klasse heute!

An zwei der Aufsätze erinnere ich mich noch sehr genau.

Der erste war ein Bericht vom Erntefest in Ellingen. Er begann wie folgt:

*„Am Sonntag, dem 8.9.46 feierte die Gemeinde Ellingen das Erntefest 1946.*

*Anschließend war Kinderfest. Wir Kinder mussten erst singen, dann wurden ein paar Gedichte aufgesagt. Gleich darauf führten die Mädchen einen Volkstanz vor. Nachdem der Volkstanz beendet war, wurde das Spiel „Die Klumpen“ vorgeführt.“*

Der Aufsatz vermerkt noch am Ende, dass jedes Kind eine „Schulpost“ und ein Pfundbrötchen bekommen hat. Das Brötchen war bestimmt das begehrtere Geschenk. Es war ja erst eineinhalb Jahre nach dem Krieg.

Der zweite Aufsatz, der mich heute noch berührt, ist der mit der Überschrift „Vorweihnachtstage bei Storms“. Nicht etwa die Pfefferkuchen und Brezel sind es, die bei Storms gebacken wurden, sondern die Erinnerung an das erste Nachkriegsweihnachten 1945.

Wir Kinder übten für die geplante erste Dorfweihnachtsfeier nach dem Krieg Gedichte und Sketche ein. Hermann Schwarzrock sollte ein Gedicht aufsagen und quälte sich mit dem Text. Wir fühlten alle mit ihm, denn er musste es so oft aufsagen, dass wir es mitlernten.

*„Winterweihnacht“*

*Du stolz gewölbte Erdenbrust,  
du Stätte aller Lebenslust,  
hast Duft genug im Lenz gesprüht,  
im Sommer heiß genug geglüht,  
jetzt komme ich,  
jetzt bist du mein,  
gefesselt nun im engen Schrein.  
Schlafe - schlafe!“*

Ich habe dieses Gedicht nie gelesen, nur mitgehört und aus lauter Mitgefühl mit dem sich echt quälenden Hermann mitgelernt. Ihm fiel es nicht leicht, denn das Gedicht hatte mindestens 4 Strophen und Hermann sollte es wegen seiner tiefen sonoren Stimme unbedingt aufsagen. Später zur Feier hatte er einen Riesenerfolg.

Weihnachten 1945 ist mir noch aus einem weiteren Grund tief in Erinnerung geblieben. Kurz vor dem Fest war unser einziges Schaf aus dem Stall gestohlen und hinter der Scheune aus dem Fell geschlagen worden. In jener Nacht starb auch unser alter treuer Freund, der Hofhund Bello, und ich bekam zu Weihnachten seinen Nachfolger in Obhut.

Die zweite Überraschung an jenem Abend war eine dünn mit Schmalz bestrichene Schwarzbrotsschnitte. Eine Köstlichkeit, deren Geschmack ich an jenem Abend mit Schokolade verglich, obwohl ich mich nur noch ungenau erinnern konnte, wie die eigentlich schmeckte. Das war meine erste Friedensweihnacht.

Das Leben erwachte nicht nur in der Schule neu. Ein umfangreiches Neubauern-Hilfsprogramm wurde umgesetzt und brachte uns die erste Kuh und ein Pferd auf den Hof. Unser Vater war der Glückliche, der damit bedacht wurde. Trotzdem blieb es Flickwerk. Die einzige Kuh im Stall tat mir leid. Dazu war sie noch braun. Wo gab es denn so was? Ochsen sahen so aus, aber doch nicht Kühe. Milch gab sie auch nicht wesentlich mehr als ein Ochse. Sie war viel zu mager und schien krank zu sein. Trotzdem zapften wir ihr die wenigen Tropfen Milch ab, denn es gab ein Ablieferungssoll und noch kleinere Kinder in der Familie, die Milch brauchten. Deshalb wurde sie sorgsam gehegt und gepflegt, bekam einen mit Strohballen abgegrenzten Raum im Stall und reichlich Heu und Futter gereicht. Dass die in ihr bereits entwickelnde TBC trotzdem offen ausbrach, konnten wir nicht verhindern. Sie starb noch, bevor weitere Tiere auf den Hof kamen.

Das erste Pferd wurde sofort von Onkel Hermann in Pflege genommen und hinter Schloss und Riegel gebracht. Morgens weckte uns stets der Kling-Klang der eisernen Riegel am Pferdestall, dem das Schnauben der Pferdenüstern folgte, womit der schwere Belgerwallach den leidenschaftlichen Pferdenarren begrüßte. Später kamen noch weitere Tiere nach, darunter auch ein etwa einjähriges Fohlen, welches viel zu früh und zu schwer arbeiten musste. Ich habe mein eigenes Leben und Schicksal immer mit diesem Pferd verglichen, denn auch wir Heranwachsende mussten schon sehr früh und mit unseren geringen Kräften mitarbeiten und nicht selten Aufgaben übernehmen, wozu wir weder Kräfte noch Vorbildung genug hatten.

War in der Schule der Vormittag glücklich überstanden, wartete schon

Vater mit irgendeiner Arbeit auf mich. Futter für die Schweine und Schafe besorgen, war noch das Geringste. Wir mussten aber in den Frühjahr- und Sommermonaten noch besondere Hausaufgaben erledigen. Sie bestanden im Heilkräutersammeln.

Katzenpfötchen vom Bahndamm und Schafgarbe waren die begehrtesten Kräuter, weil sie sich so schön zu Sträußen binden ließen. Die dafür notwendige Zeit gewährte mir mein Vater nur höchst ungern.

Lehrer Tegge aber füllte den Dachboden der Schule mit den Schätzen und lieferte die getrockneten Kräuter in die Apotheken Prenzlau. Der Erlös war Geld für Hefte, Tinte und Papier. Damals Kostbarkeiten wie Goldstaub. Noch heute begleiten mich zwei dieser Hefte mit den Aufsätzen aus jenen Tagen. (Sie befinden sich seit einiger Zeit im Museum des Prenzlauer Dominikaner Klosters).

Das Jahr 1946 brachte noch zwei bedeutende Ereignisse. Es gab die ersten Zeugnisse und es wurde zum erstenmal gewählt. Die Alten erinnerten sich an frühere Wahlen, aber vielen wurde bewusst, dass sie damals 33 noch nicht gewählt haben, weil sie noch zu jung und später nicht mehr gefragt wurden. Aber die Folgen „auslöffeln“ durften sie und auch wir, die wir zum Zeitpunkt der letzten Wahlen in Deutschland noch gar nicht geboren waren ... Ja wir begannen erst mit dem Auslöffeln und es sollte noch viele Jahre andauern.

Die Zeugnisse fielen nicht schlecht aus. Aber unserem verehrenswerten Lehrer Tegge reichte die neue Zensurenkala offensichtlich nicht aus. Es wimmelte nur so von Zensurenkonstruktionen wie „fast gut“, „noch befriedigend“: Sie gaben Anlass zu spöttelnder Bewertung meiner Leistungen durch die Großen der Familie.

Ein weiteres Problem für die Erwachsenen war die Wahl. Die Diskussionen wollten überhaupt nicht abreißen. Nicht alles verstand ich, was sie so bewegte.

Einen Disput zwischen Vater und Onkel Hermann hab ich nicht vergessen. Der Onkel meinte, dass alles doch keinen Sinn hätte. Wie solle man je wieder aus diesem Chaos und Trümmerfeld herauskommen und der Russe kassiert sowieso alles. Vater, sichtlich in die Enge getrieben, blieb aber äußerlich ruhig im Gegensatz zu dem Onkel. Er vertrat den Standpunkt: „Es geht nicht anders als durch Arbeit und wenn jeder nur etwas mehr erarbeitet, als er für sich und seine Familie braucht, dann geht's

2. Halbjahr 1945/46

# ZEUGNIS

Versetzt in die 6. Klasse

für Horst Mahnacke

Schüler(in) der 5. Klasse der ~~5.~~klassigen Schule in Ellingen

Provinz Mark Brandenburg

geb. am 19.11.1934 in Berlin Kreis Berlin Provinz \_\_\_\_\_

Allgemeine Beurteilung Horst kann mehr leisten wenn er sich mehr gibt.

## LEISTUNGEN

<b>Deutsch</b>		<b>Mathematik</b>	
a) mündlich	<u>fast gut</u>	Rechnen	<u>fast gut</u>
b) schriftlich	<u>genügend +</u>	Algebra	<u>—</u>
<b>Geschichte</b>	<u>—</u>	Geometrie	<u>genügend</u>
<b>Erkunde</b>	<u>genügend</u>	Musik	<u>fast gut</u>
<b>Fremdsprache</b>		Turnen	<u>fast gut</u>
a)	<u>—</u>	Zeichnen	<u>genügend +</u>
b)	<u>—</u>	Nadelarbeit	<u>—</u>
c)	<u>—</u>	Werkunterricht	<u>—</u>
<b>Naturkunde</b>		Hauswirtschaft	<u>—</u>
a) Biologie	<u>genügend +</u>	Schrift	<u>genügend +</u>
b) Physik	<u>genügend +</u>		
c) Chemie	<u>genügend</u>		

Bemerkungen: Versetz.

Zahl der versäumten Schultage: entschuldigt 31 nicht entschuldigt —

Ellingen, den 26. JULI 1946

DER SCHULLEITER



DER KLASSENLEITER

Feyer

—

Hermann Mahnacke  
(Unterschrift des Vaters oder seines Stellvertreters)

Leistungsstufen: sehr gut — gut — genügend — mangelhaft — ungenügend

auch wieder voran“. Onkel Hermann verlachte diese Lösung, mir aber schien sie logisch. (Später erkannte ich, dass Vater damals in einfacher Weise das formulierte, was wir später als Mehrwerttheorie kennen lernten.) Bei ihm war es reale und weise Einsicht. (Wir bekamen eine wissenschaftliche Erkenntnis vermittelt.) Vater hatte schon oftmals in seinem Leben am Nullpunkt gestanden, an dem 1946 wohl alle angelangt waren. Beruhten darauf seine Weisheit und sein Optimismus?

Tante Elfriede versuchte sich an frühere Wahlen und Wahlkämpfe zu erinnern. Kommunisten kannte fast keiner, Sozialdemokraten schon eher. Namen wie Ebert und Stresemann schwirrten durch den Raum. Ulbricht kannte niemand, auch Vater nicht. Der Name Pieck war ihm schon früher begegnet, aber sehr viel Rühmliches wusste er auch nicht über ihn zu sagen. „Wie nannte man doch die NSDAP?“ rätselte Tante Elfriede. „Fing mit N an.“ „Nazis“, sagte einer. Es war, als fiel der berühmte Groschen.

An einem Abend erschien Frau Döhring in der Bauernstube. Sie kam direkt aus einer Versammlung der SED. Als Arbeiterin gehörte sie dieser Partei an. Von Streit und Zank in der Versammlung erzählte sie. Ich begriff nichts. Über manches wurde gelacht, anderes ernsthaft erwogen. Ich verdrückte mich. Mir war das zu hoch. Politik war wirklich nichts für Kinder. Der Wahltag und die Wahl gingen erstaunlich geräuschlos vonstatten. Das Ergebnis brachte eine überraschende Mehrheit für die Sozis, wie man die Einheitssozialisten nannte. „Sollen sie mal zeigen, was sie können“, meinte Vater.

Die Hamsterer und Zuarbeiter wurden durch die Wahl nicht weniger. Es wurden sogar noch mehr. Vater mit seinem mitleidigen Herzen und seinem solidarischen Gefühl für die Berliner konnte sich kaum vor ihnen retten. Der Zuckersack auf dem Boden (Deputat für gelieferte Zuckerrüben) wurde immer kleiner. Mutter schimpfte nicht schlecht und hatte zunächst mich in Verdacht. Aber soviel in so kurzer Zeit konnte auch ich nicht verzehren, obwohl ich mich ebenfalls ab und zu bediente.

Vater versöhnte sie und alle anderen wieder, indem er eines Tages ein Radio anbrachte, welches tatsächlich funktionierte und Platz auf dem Vertiko fand, wo einst das alte stand. Mir kam es so vor, als spielte es viel schöner als jenes, zumal die Sonne herrlich hell zu den Klängen vieler Geigen schien. Ich fühlte zum erstenmal, was man unter gehobener Stimmung verstand.

In der Schule ging alles seinen redlichen Gang. Lehrer Tegge mühte sich und experimentierte. Er musste hohes Ansehen nicht nur im Dorf sondern auch unter seinen Kollegen genießen, denn immer häufiger kam es vor, dass ein junger, fremder Lehrer ins Schulhaus kam und mit ihm sprach. Wir bekamen sogar eine junge Lehrerin, die uns in Geschichte und Turnen unterrichtete. Letzterer bestand für uns bisher eigentlich nur aus Laufen und Völkerball. Jetzt gab es auch gemeinsames gymnastisches Turnen: Arme in Hochhalte, Rumpfbeugen, Partnerübungen und Gruppenwettbewerbe. Wir Jungen machten das nur widerwillig mit. So etwas war vielleicht was für Mädchen, aber für Jungen? Es gab trotziges Aufbegehren auf der einen und Tränen auf der anderen Seite, aber kein wirkliches Ablehnen oder gar Undiszipliniertheiten. Wir brachten unser Fräulein jedoch oft zur Verzweiflung. Von dieser jungen Lehramtsanwärterin hörte bzw. las ich zum erstenmal etwas von den punischen Kriegen und vom großen Hannibal, der mit einem halben Dutzend Elefanten über die Alpen zog und die römischen Kohorten das Laufen lehrte. Müssen tolle Männer gewesen sein, diese Krieger aus Karthago, die sich auch nach zwei großen Niederlagen nicht geschlagen gaben. Ein Glück, dass uns später Bertold Brecht warnte, es dem „großen Karthago“ nicht gleich zu tun. Wir hätten uns leicht ein Beispiel an diesen ruhmreichen Kriegern nehmen können.

Schlimm war nur, dass wir den gesamten Text über den Geschichtsabschnitt in ein Diarium schreiben mussten, während sie unentwegt die Tafel mit immer neuen Fakten aus diesem Völkerringen füllte. Wir stöhnten nicht schlecht und als Tegge zufällig mal in den Klassenraum schaute, brach er diesen pädagogischen Blödsinn ab. Sie erzählte uns dann noch einiges Interessantes über das große Römische Reich, was wir genauso wissbegierig aufnahmen. Als ich später B. Brechts. große Mahnung an das Deutsche Volk hörte, war ich ihr sehr dankbar, denn ich erfasste den Sinn der Worte des berühmten Dichters und Mahners sofort.

Tegge aber machte seine Unterrichtsmethode und uns zum Anschauungsobjekt. Eines Tages führte er uns nach Prenzlau und eröffnete uns vor der damaligen Puschkin - Oberschule in der Grabowstraße, dass dort eine Lehrerkonferenz stattfindet und er mit uns zeigen wolle, wie man Unterricht mit mehreren Stufen abhalten könne, ohne dass die Stillarbeit immer schriftlicher Art sein müsse. Wir sollten uns so verhalten wie immer und genau das machen, was er sage.

Nun gut. Als wir die große Aula betraten, war uns doch ganz anders. Die hinteren Reihen waren besetzt mit jungen Lehrern, die uns freundlich lächelnd und auch feixend begrüßten. Wir fühlten uns gar nicht wohl. Doch unser Herr Tegge schritt, uns Mut machend, voran und wies uns unsere Plätze zu. Jetzt wollten wir auch beweisen, dass wir was konnten. Aber alles war ungewohnt. Wir hatten keine Tische, nur die Bankreihen. Auch saßen wir nicht in den angestammten Abteilungen.

Lehrer Tegge sprach zunächst Erläuterndes zu seinen Kollegen, dann ging es los. Staunend und auch zweifelnd wurde unser Lernen beobachtet. Aber alles klappte. Sogar kleine Pannen und Missverständnisse gab es. Aber das alles belegte nur die Echtheit unserer gemeinsamen Methode. Uns erfüllte ein nicht geringes Gefühl des Stolzes, als uns anschließend Tegge von unserem guten Eindruck, den wir hinterlassen hätten, berichtete.

Der Heimweg zog sich lange hin, denn wir waren unserem Lehrer auf den Friedhof in Prenzlau gefolgt, wo sich das Grab seines einzigen Sohnes befand. Dieser war im Krieg als Fliegeroffizier gefallen. Als wir dann endlich den Weg nach Hause einschlugen, war Mittag schon längst vorbei. Der Kuhdamm zog sich endlos dahin, wollte und wollte kein Ende nehmen.

Als wir den Weg durch die Wiesen einschlugen, machte Tegge den Vorschlag, die drei Denkmäler auf der Ellinger Gemarkung künftig in Pflege zu nehmen. Die Mädchen waren begeistert, wir Jungen aber hatten schon genug zu tun, und nun das auch noch. Aber schließlich stimmten wir zu. Das eine der drei Objekte säuberten wir sowieso schon jeden Sonnabend mit, wenn wir die Schule sonntagsfein harkten. In der Woche darauf zogen wir dann, bewaffnet mit Harken, Hacken und Schippen, hinaus aus dem Dorf hin zum Sühnekreuz<sup>1</sup>. Es stand, umrahmt von einer Eichenhecke an der Chaussee nach Woldeck. Heute steht es nackt, ohne Hecke da.

Wir wussten, dass sich in der rechten Ecke noch immer das Deckungsloch von jenem Panzerfaustschützen befand, der den Kampfwagen abgeschossen haben muss, der mit seiner Kanone auf das Chausseehaus gezielt hatte. Deshalb brauchten wir die Schippen.

Tegge, Krückstock über dem Arm und Pfeife im Mund, schritt wür-

<sup>1</sup> Es befindet sich unmittelbar an der Abzweigung in Richtung Ellingen.

devoll in unserer Mitte und erzählte uns die Geschichte des Kreuzes. Wann sich das zutrug, was zu seiner Errichtung führte, wusste er auch nicht mehr. „Jedenfalls wurde in Ellingen wieder einmal Erntefest gefeiert und auf der letzten Fuhre Getreide kamen auch die Mädchen, die auf dem Felde geholfen hatten, mit herein. Sie hatten traditionell Blumenkränze geflochten und winkten mit diesen allen Leuten zu. Unter anderem auch zwei Handwerksgesellen, die am Wegrand lagerten. Eines der Mädchen warf den Wanderburschen ihren Kranz zu, die diese Geste als Einladung zum Erntefest auffassten. Sie entschlossen sich zu bleiben und mit den Bauern zu feiern.

Am nächsten Morgen fand man an der Stelle, wo heute das Kreuz steht, eines der Mädchen weinend über einen der Handwerksgesellen gebeugt, der mit einem Messer in der Brust tot in seinem Blute lag. Ein Eifersuchtsdrama also.

Den Täter nahm man später in Prenzlau fest. Er soll das Kreuz zur Sühne gesetzt haben.“ Wir betrachteten es lange und entdeckten eine Hand mit einem Messer. Das war uns genug Bestätigung für die Wahrhaftigkeit der überlieferten Sage. Mitleid ergriff uns, mehr mit dem Mädchen als mit dem toten Handwerksburschen. Wir pflegten die Stätte sorgfältig wie ein Grab.

Das zweite Denkmal bereitete uns größere Schwierigkeiten. Es war verwilderter und stand, auch umrahmt von einer Hecke, inmitten mannshoher Gräser und Kräuter<sup>2</sup>. Das große Kreuz kündete von einem Gefecht, das hier sich preußische Krieger mit französischer Reiterei 1806 geliefert haben sollen. Die Preußen seien damals durch die Quillow - Ueckersümpfe ausgewichen, erzählte Tegge, als Prenzlau bereits kapituliert hatte. Eine Nachhut der Preußen deckte hier beherzt die Flucht eines preußischen Prinzen, der glücklich nach Stettin entkam.

Wir aber kapitulierten auch, nämlich vor dem Unkraut und überließen das Denkmal seinem Schicksal. Später hat Hermann Lenz, auf dessen Acker das Denkmal stand, sich seiner erbarmt und uns den Zugang erleichtert.

Schulgartenarbeit gab es auch schon. Dazu diente uns der Hausgarten, den wir Jungen umgraben und das Unkraut auf einen großen Komposthaufen bringen mussten. Eines Tages entdeckte Tegge ein seltenes Gewächs auf

<sup>2</sup> Dieses, ebenfalls noch erhaltene Denkmal, befindet sich zwischen Ellingen und Schönwerder.

dem Haufen. Es hatte keine richtigen Blätter sondern Stachel wie ein Igel, nur feiner. Das wäre etwas ganz besonderes und einmaliges definierte er überzeugend und beauftragte einige Mädchen mit der Beobachtung und Pflege dieses Exemplars, damit wir mit ihm auf einer Ausstellung auftreten könnten. Das seltene Gewächs wurde tatsächlich sorgsam gepflegt, täglich gegossen, bis sich herausstellte, dass es der alte Rasierpinsel Tegges war. Erst zu diesem Zeitpunkt bekamen wir heraus, dass die Entdeckung des biologischen Wunders am 1. April geschah. Ein gelungener Aprilscherz, wenn er auch tief traf, besonders die eifrigen Forscherinnen.

Das Bohnenexperiment aber war ernst gemeint. Jedes Frühjahr wurden in einfachen Blumentöpfen weiße Bohnen in Sägespäne gelegt. Ein Topf blieb ohne Hindernis, ein anderer wurde mit einem Stein versehen und ein dritter bekam eine Glasscherbe hineingebaut. Alle drei Töpfe zierte bald eine gesunde Bohnenpflanze. Kraftvoll schoben die jungen Pflanzen alle Hindernisse beiseite. Welche Hoffnung, dass die Macht der Natur alles wieder richten wird! Auch die Trümmer des Krieges?

Zuerst war es nur ein Gerücht, dann Realität. Ab 01.09.1947 werden alle Schüler ab der 5. Klasse nach Schönwerder in die neu gebildete Zentralschule gehen. Viel wurde diskutiert. Manche hatten Mitleid mit Tegge. Andere dachten an die Kinder. 3 km jeden Tag zu Fuß hin und wieder zurück, bei Regen und Wind. Unmöglich. Und was kann man da schon mehr lernen bei den jungen Lehrern. Einzig dem alten Lehrer Prange und dem Lehrer Holzkampf traute man etwas zu.

Aber Tegge war der eifrigste Fürsprecher. Er zerstreute alle Bedenken. Endlich könne man die Mehrstufigkeit verringern. Gewiss die 5. und 6. und die 7. und 8. würden zusammen bleiben, aber das sei schon ein Fortschritt gegen 1 – 8 in einem Raum. Und was den Weg beträfe, nun ja, die Gören werden es schon schaffen. – „Sind doch zäh, die Burschen. Was ist schon eine halbe Stunde Fußmarsch?“ Schließlich gewann die Einsicht und man fügte sich. Am ersten September ging's los. Kinder verstehen sich schnell. Aber Kinder aus zwei Dörfern? Bedenken entstanden bei uns. – Doch alles ging einfacher als gedacht. Die Lehrer waren prima. Den alten Prange bekamen wir für Deutsch, Mathematik und Musik, Fräulein Fröhlich für Geometrie, Fräulein Urbanski für Kunsterziehung und Alfred Schlicht für Biologie, Physik, Sport und für alle Fälle.

Der Schwarm aller Mädchen, Ali, trug immer noch die abgetragene

Jacke eines Landsers. Er gab Sport. Was für ein Spaß! Nicht „Antreten!“ und „Rechtsum!“ hieß es, sondern „Stellt euch in einer Reihe auf!“ „Dreht euch nach rechts!“ Nur kein Kommando mehr. Die Jungen und Mädchen könnten ja wieder deutsch denken. Aber eine Sprunggrube bauten wir. Dabei fanden wir die eilig verscharrten Überreste von zerschlagenen Möbeln, Spielzeug, Musikinstrumenten und Reste von Bettgestellen und, und, und ... Keiner brauchte uns etwas erklären, wir wussten, woher es kam, das Gerümpel.

Und dann Ali's Physikunterricht. „Warum fällt das Fahrrad, wenn ich damit fahre, nicht um?“ Ein echtes Problem, aber wir kamen nicht dahinter. Quälendes Suchen, nervendes Drängen von Alfred: „Mensch, da seid ihr schon so oft Rad gefahren!!!“ ---

Denkste! Wann denn? Du hast eins, wenn auch mit Vollgummibereifung. Aber wir? Weißt du denn nichts von „Zapp zerapp auf Wiedersehen?“ ging es mir durch den Kopf. Ich hatte zwar mal für kurze Zeit eins, aber das fuhr so schwer! Es hatte gar keine Bereifung und fiel mir jedes Mal um, wenn ich nur in ein wenig Sand kam. – Ja, warum fällt das Rad nicht um? Verdammt noch mal! – Plötzlich sagte Kurt Fabian ganz vorsichtig: „Fliehkraft? Hat's damit zu tun?“ „Na endlich!“ Alfred war erlöst. Wir auch. Einer hatte die Lösung gefunden. Kurt war die Intelligenzbestie. Ein Glück. Wir waren gerettet und Ali konnte endlich erklären, was Fliehkraft alles bewirkt.

Und dann Prange mit seinem Dreisatz als die Lösung für die Prozentrechnung. „Wenn von 523 Schweinen 15 krank sind. Wieviel Prozent ergibt das?“ (Au backe, Schweinepest! Bloß nicht! Vater wird verrückt.) „Also Horst!“ – „Wenn bei 523 15 krank sind, dann bei 100 wieviel?“ – „Richtig der Ansatz! Weiter!“ – „Also 15 von 523 sind krank, dann ist es bei einem der 523-ste Teil und bei 100? – Hundertmal soviel. Richtig und nun rechnet!“ – Bruchstrich oben 15, unten 523, mal 100 oben. Macht? -- Fingerschnipsen in der angestrengten Stille. „2,87 % Herr Prange.“ (2,9 % haben die Schweinepest, da regt sich doch keiner auf, mein Gott!) – Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Später am IfL feierte ich mit Pranges Dreisatzmethode einen wahren Triumph.

Mathematikarbeit: Schwerpunkt eingekleidete Aufgaben. Beim Lesen der Aufgaben erinnerte ich mich an Pranges Dreisatz. Es ging, es ging!

Errechnung des Prozentsatzes und des Prozentwertes usw. usf. Totales Chaos bei mir.

Arbeitsrückgabe: Altherwürdiger Mathedozent Manns: „Also hier habe ich noch eine Arbeit.“ – Er drehte das Blatt hin und her: „Ich kann es mir nicht erklären. Alles richtig, muss eine „eins“ geben. Aber wie er das gerechnet hat, ist mir ein Rätsel. Mann, erklären Sie mal! – Haben Sie abgeschrieben?“ Ich stand wie verdattert. Es war meine Arbeit. Sie war die letzte, die zurückgegeben wurde. Ich hatte schon mit einer Katastrophe gerechnet. Und nun dies! Ich brachte kein Wort heraus. „Wo haben Sie das so gelernt, Mahnecke?“ „Auf einer Dorfschule.“ Ich verteidigte mich wie ein Angeklagter. „Anders kann ich's nicht!“ Dozent Manns brachte ein Lob auf den alten Dorfschulmeister aus.

Ich schloss mich dem an. Nie soll mir einer etwas Schlechtes von dem Alten sagen! – Habe ich heute keinen Taschenrechner zur Hand, rechne ich immer wieder so.

Aber Vater Prange konnte auch anders. Es war gleich am Anfang unseres Besuches der Zentralschule. Wir schrieben ein Diktat. Es war wohl das zweite an dieser Schule und wir hatten es nicht wie bei Lehrer Tegge üben dürfen. Wir schrieben, wie es an jeder Schule üblich war, nach einer Stoffbehandlung ein Kontrolldiktat. Geübt wurde vorher nicht mehr.

Das Ergebnis war niederschmetternd. Keiner erreichte seine gewohnte Leistung. Ich leistete mir 11 Fehler. Das war mir in Ellingen nie passiert. Ich stand beschämt in meiner Bank. Da donnerte der Alte los. „Sag mal, wie alt wirst du in diesem Jahr?“ „14“, antwortete ich leise. Er stemmte sich hinter dem Lehrertisch hoch: „Und da schämst du dich nicht, 11 Fehler im Diktat zu schreiben. Von den anderen war's ja nicht zu erwarten, aber du?“ Ich wäre am liebsten unter den Tisch gekrochen. Ich nahm mir aber vor, meine Lernmethode zu ändern. Es war das einzige Mal, dass ich so total versagte.

Eine andere Sache war die mit dem Torf. Torf? Was hat Torf mit der Schule zu tun? Das war so. Heizungsmaterial gab es in unserer Gegend nicht. So behalf man sich mit Torf für den Winter. Der wurde in den Sümpfen der Ucker gestochen und nass auf den Hof der Schule transportiert. Dort wurde er in winzigen Türmchen zum Trocknen gestapelt. Diese geistlose Arbeit durften/mussten wir erledigen. War das Zeug trocken, kam es in den Stall. Bei dieser „Sklavenarbeit“, wie wir meinten, waren wir Alfred Schlicht,

der uns beaufsichtigte, nicht sorgfältig und zügig genug. Er trieb uns an und meckerte herum. Irgendeinen von uns riss das Maß des Erträglichen und wir wehrten uns handgreiflich gegen ihn. Es kam zu einer zünftigen Balgerei, vier/fünf Jungen gegen einen. Alfred rettete sich in die Klasse. Wir hingen an ihm und K. Fabian auf seinem Rücken.

In diesem Moment kam Prange dazu. Er stand in der Tür und ... beendete das Treiben, indem er A. Schlicht tadelnd quasi in die Ecke schickte. – Ein Lehrer balgt sich doch nicht mit Schülern! – Es war ernster, als nur eine Balgerei, aber wir und auch wohl A. Schlicht waren glücklich und zufrieden, dass der Alte es so weise geregelt hatte. Wir gaben uns die Hand und der „Aufstand der Gepeinigten“ war beendet.

Beinahe hätte ich es vergessen. Alfred Schlicht gab auch Geschichte. Eigentlich mein Lieblingsfach, denn ich hatte zu Hause in der umfangreichen Bibliothek eines meiner Onkel ein Realienbuch mit einem interessanten Abschnitt zur Deutschen Geschichte gefunden. Damit hatte ich einen Fundus, mit dem ich wuchern konnte. Ich war immer gut vorbereitet. Eines Tages waren auch die napoleonischen Kriege dran. Ich hatte viel darüber gelesen unter anderem das Abenteuerbuch „Der Schmuggler Sohn von Norderney“. Dadurch kannte ich den Begriff „Kontinentalsperre“ und den Ausgang des Russlandfeldzuges Napoleons.

Aber eine Bildungslücke blieb. Alfred spürte sie auf. „Was steht denn auf dem Denkmal an eurem Schulweg?“ Ja, da steht was, aber was? – Wir durften nicht wieder zur nächsten Geschichtsstunde kommen, ohne den Text gelernt zu haben. Also standen wir vor dem Denkmal und paulten:

Den  
Kriegern,  
welche unter  
Führung eines  
heldenmütigen  
Prinzen, nach  
tapferer vom  
Feinde selbst  
gerühmter Ge-  
genwehr, eines  
besseren Schicksals  
würdig  
hier  
erlagen.



Zur nächsten Geschichtsstunde konnten wir ihn, den Spruch, Dank A. Schlichts Kraft und seiner Drohung uns mangelndes Geschichtsbewusstsein zu bescheinigen.

Das Denkmal von 1806 hatte noch eine andere Bedeutung in unserem Leben. Im Herbst 1947 war Kurt Fabians älterer Bruder durch einen tragischen Unglücksfall ums Leben gekommen. Spätheimkehrende Angehörige der polnischen Andersarmee hatten im Chausseehaus Unterkunft begehrt und wurden von den dort Wohnenden für Russen gehalten. Die Deutschen sprangen fluchtartig aus dem Fenster, um im nahen Getreidefeld Schutz zu suchen. Kurts Bruder war gerade dabei den einzig ihnen verbliebenen Fluchtweg zu benutzen als die Polen blind durch eine geschlossene Tür mit Pistolen zu schießen begannen. Eine der Kugeln traf den Fliehenden am Hals und durchschlug die Halsschlagader. Der 16 jährige verblutete.

Die Beerdigung fand in Ellingen statt. Der Schmerz der Eltern und der Geschwister war untröstlich. Wir litten alle mit. Kurt kam am nächsten Tag trotz alledem zur Schule. Wir Jungen blieben immer an seiner Seite, auch auf dem Heimweg. Am Denkmal aber verharrten wir und versprachen mit erhobenen Schwurfingern: „Sollten uns je wieder Waffen gegeben werden, dann zahlen wir es den Polen heim.“ Wir wollten uns mit dem Leidtragenden solidarisieren. Der tragischen Umstände waren wir uns nicht bewusst. Das haben wir wohl erst nach und nach begriffen, denn 4 von den sechs Teilnehmern des Schwurs haben später Waffen getragen, sie aber niemals gegen Polen gerichtet.

Und unser Fräulein Urbanski? Halleluja! Letzte Stunde Zeichnen. So rechter Ernst kam nicht mehr auf bei uns. Was auch immer geschehen war, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls mussten wir Ellinger bleiben und die Papierreste aufsammeln. Horst Kaufmann, Kurt Fabian, Jochen Hartwig, Muscha Kaufmann und ich krochen unter den Bänken herum und sie? ... Charlotte begann unsere „Werke“ der Stunde zu zensieren. Kann ja heiter werden! Plötzlich stimmte Kurt nach einem bekannten Soldatenlied einen erschütternden Gesang an: „Möcht` so gern, so gern nach Hause wieder gehen und meine Mama wieder sehn!“ Wir fielen alle sofort mit ein, wiederholten das Jammerlied mehrmals und sahen erwartungsvoll ob der Wirkung zum Lehrertisch.

Dort saß Charlotte und ... kämpfte mit dem Lachen, aber es wollte

ihr nicht gelingen, es zu unterdrücken. Überraschend wurde sie puterrot und stieß prustend und lachend heraus: „Macht das ihr wegkommt, ihr Rasselbande!“

Absoluter Höhepunkt aber war Pranges Geburtstag. Es soll so was Ähnliches wie eine Tradition gewesen sein. Genaues wusste von uns Ellingern niemand. Aber die Schönwerderschen kannten das schon. Alles begann ganz harmlos.

Als der Alte am Morgen die Klasse betrat, brachten wir ihm gemeinsam ein Ständchen. Das musste ihn so gerührt haben, dass er noch einmal den Raum verließ. Kaum jedoch war er draußen, da sprangen wir alle, die 7. und 8. Klasse, aus den Fenstern zur ebenen Erde und rannten vom Schulhof runter, hinaus in die Wiesen. Mit lautem Hallo und wirbelnden Armen stürmte Alfred Schlicht hinter uns her und wollte uns zur Umkehr bewegen. Aber wir liefen weiter bis auf die Wiesen an der Ucker, wo ein lustiges Badeleben und wirbelndes Schülertreiben begann; das bis zum Nachmittag anhielt. Besser war später kein Pioniernachmittag. Apropos Pioniere! Junge Pioniere selbstverständlich. Doch dazu später. Zunächst musste ja noch die Währungsreform überstanden werden.

Sie kam aus heiterem Himmel über uns. Die erste Nachricht erreichte uns aus dem Westen. Die DM wurde überraschend in der Trizone eingeführt<sup>1</sup>. In der Ostzone kam sie einen Tag danach, aber ganz anders als dort. Wir tauschten unser Geld gegen gleiche alte Scheine mit einer Art Briefmarke, Coupons genannt<sup>2</sup>, ein. In den Westzonen gab es ganz neues Geld. Vater sagte: „Jetzt haben sie uns gespalten, denn unterschiedliche Währung gibt es in keinem Land der Welt. Was können wir machen? Wir haben eben verloren und müssen es hinnehmen.“

Uns störte der beginnende Kalte Krieg wenig. Wir hatten den heißen erlebt und der kalte war wie Frieden.

Aber das wertlos gewordene Hartgeld war uns willkommen als Klimpergeld. In den Pausen flogen die Groschen, Fünfiger und Sechser an die Wände und von ihrem Zurückfliegen und ihrer Lage auf dem Boden hing ab, wer die eingesetzten grauen Metalltaler einheimsen durfte. Herr Prange war gar kein Freund dieser Glücksspiele und verbot das Klimpern.

<sup>1</sup> 20. Juni 1948.

<sup>2</sup> deshalb auch Tapetenwährung genannt

Jedoch nicht nur wegen des Unglücks, das solche Spiele mitbringen konnte, sondern auch wegen der Leidenschaften, die damit geweckt wurden.

Einer tat sich besonders hervor. Im Überschwang seines Glücksgefühls zeigte er in einer Pause den Inhalt seines Hosenstalles den anderen, besonders den Mädchen. Alle waren empört über den Schmutzfinken. Wir wollten ihn rausschmeißen. Erst wenn ein Lehrer da sei, sollte er wiederkommen dürfen. Er und ich gerieten aneinander und da ich offenbar der Stärkere war, bekam er ganz schön was ab. Das wüste Geschrei lockte auch den alten Prange herbei. Er sah sich die Schlägerei an und wurde über das Vorgefallene von den Mädchen unterrichtet. Ich hörte ihn nur sagen: „So Horst, nun noch einmal eine richtig und dann ist Schluss!“ Er zog mich von dem Geprügelten zurück. Kein Wort des Tadels wegen der Schlägerei, nur: „Haste gut gemacht! Er hat's verdient. Aber nun ist genug!“ Wir gingen alle in die Klasse. Die Luft war wieder sauber.

Und dann die große Wanderung. Angeregt hatte sie wohl Prange. Aber er konnte es nicht mehr selbst unternehmen. So fuhren die beiden Lehrerinnen, Fräulein Fröhlich und Urbanski, mit uns. Parmen, Großer Parmensee, genau so hieß das angestrebte Ziel. Es wurde behauptet, er sei der Quellsee des Quillow, der ganz in unserer Nähe in die Ucker mündete und in dessen enormer Tiefe von durchschnittlich 60 cm wir im Sommer uns tummelten. Aber was heißt schon 60 cm? „Im Durchschnitt war der Bach 25 cm tief, trotzdem ist die Kuh ertrunken.“ Diesen Spottvers hörte ich später einmal im ernstesten Streit. Er weckte sofort die Erinnerung an unseren Quillow.

Also, es ging nach Parmen. Zunächst mit der Bahn, dann zu Fuß durch einen herrlichen Hochwald, der mich an vieles erinnerte. An die Ausflüge mit dem Vater in die Tuchler Heide, an den Morgen auf der Flucht nahe Boitzenburgs und an die Vogelstimmen damals. Heute schallte fröhliches Kinderlachen durch den Wald und vertrieb alle Vögel. Nur ein Greifvogel blieb am Wegrand sitzen. Wir bewunderten ihn und stritten uns, ob es wohl ein Bussard oder ein Habicht sei. Er musste krank sein, sonst wäre er weggeflogen. „Wir nehmen ihn mit!“ entschied Fräulein Urbanski. „Bald erreichen wir die Försterei und der Förster wird ihn pflegen.“ Horst K. durfte das Tier tragen und wir wirbelten alle um ihn herum. So ging es weiter.

Die Begrüßung durch den Förster war herzlich. Wir wurden schon

erwartet. Im Mittelpunkt stand sofort der Vogel. Der Förster kannte sich gut aus. Zu unserer Verwunderung erklärte er aber, dass das kein Bussard und auch kein Habicht sondern ein Milan sei. Die Enttäuschung war groß. Was ist schon ein Milan! – Wat de Buer nich kennt, dat taugt auch nichts, dachten wir. – Aber schließlich fanden wir uns damit ab und wurden dadurch versöhnt, dass uns der Förster gewichtig erklärte, dass diese Milane unter Schutz ständen. – Also er war so etwas Ähnliches wie ein Edler (natürlich ein edler Vogel), urteilten wir wieder für uns.

In der Försterei wollten wir über Nacht bleiben. Alles wurde in Augenschein genommen und dann erklärte uns der Förster, wo die Quelle des Quillow zu finden wäre. Die sei ganz unscheinbar und kaum zu erkennen. Aber gar nicht weit von hier, fließe er, der Quillow (er ist männlichen Geschlechts, hört ihr!) in den Parmensee. – Ein See? – Wo?

Wir stürmten vom Hof der Försterei hinaus an den See. Da lag er vor uns, von hohen kraut- und sträucherbewachsenen Ufern umgeben. Wir konnten von oben auf ihn hinabsehen. – Schön! – Was kümmerte uns jetzt noch die Quelle des Quillow? Baden und im Wasser tollern, das war unser größter Wunsch.

Einer kam auf die Idee, dass wir hier doch die Freischwimmerprüfung ablegen könnten. Man müsse 15 Minuten in einem See schwimmen, den man selber nicht kenne, wollte einer die Bedingungen kennen. Die seien doch gegeben.

Die beiden Lehrerinnen waren bald überzeugt und gegen 11.00 Uhr sprang eine muntere Schar Jungen und Mädchen in das kühle Wasser, um die 15 Minuten freies Schwimmen abzulegen, begleitet von Fräulein Urbanski.

Eine so lange Zeit war ich noch nicht geschwommen. Aber ich wollte auch die Probe bestehen. Horst K. und Günter H. blieben in meiner Nähe und bald spürte ich, dass das Schwimmen immer leichter wurde und das Durchhalten kein Problem war. Es gelang mir, wirklich frei zu schwimmen, obwohl es noch gar nicht so lange her war, dass ich im Fischpool die ersten Schwimmstöße gemacht hatte. Mit stolzgeschwellter Brust stiegen wir nach 20 Minuten wieder aus dem Wasser und meinten, dass es gar nicht schlimm gewesen sei, wir hätten auch das Fahrtenschwimmen geschafft. „Angeber!“ sagte eine Mädchenstimme.

Wenige Tage später erhielten wir aus der Hand Oskar Pranges unser

Freischwimmerzeugnis mit Siegel und zwei Unterschriften. Es war bald wichtiger, als das wenige Wochen später ausgegebene Jahreszeugnis der 7. Klasse. Während ich das erstere wohl hütete, ist mir das letztere abhanden gekommen.

Ich war schon wieder zu eilig und habe ein bedeutendes Ereignis übersprungen. Im März 1948 beging man in Deutschland den hundertsten Jahrestag der Märzrevolution von 1848. In den Fächern Musik, Geschichte und Deutsch wurde dieses Ereignis besonders vorbereitet.

Vater Prange würdigte besonders die Burschenschaftsbewegung, die Taten und das unbeugsame Auftreten eines gewissen Fritz Reuters, der viele Jahre für sein Handeln in Kerkerhaft gewesen sei. Das imponierte. Wir erfuhren auch, dass damals schon die Fahne der Rebellierenden schwarz – rot – gold war.

Trotz aller Verfolgung ließen sich die Aufbegehrenden nicht unterkriegen.  
– Das waren Kerle. – Also lernten wir auch ihr trotziges Lied:

*„Die Gedanken sind frei,  
wer kann sie erraten.  
Sie fliegen vorbei  
wie nächtliche Schatten.  
Kein Mensch kann sie wissen,  
kein Jäger erschießen.  
Es bleibt dabei,  
die Gedanken sind frei.  
Und sperrt man mich ein  
in finstere Kerker,  
das alles sind rein  
vergebliche Werke,  
denn meine Gedanken  
zerreißen die Schranken  
und Mauern entzwei;  
die Gedanken sind frei.“*

Das war doch ein Lied, das könnte man immer wieder singen. Und diese Aussage, diese Grundwahrheit: Die Gedanken sind frei! Wer und was sonst? Diese Erfahrung hatten wir auch schon gemacht, nicht gegen Tyrannen und selbstherrliche Fürsten, wie die Studenten auf der Wartburg, die mutig Zopf und Korporalstock verbrannten. Nein einfach so im täglichen

Leben. Die Gedanken, die wir uns machten über dies und jenes, keiner erriet sie. Sie waren unser.

Da gab es diesen Lehrer Leuendorf. Er kam für den aus der Schule entlassenen nicht entnazifizierten Lehrer Holzkampf. Der L. erzählte uns manche Story aus seiner Zeit in Schweden, wo man sich die Fahrräder auf der Straße auslieh und sie einfach abstellte, wenn man sie nicht mehr brauchte. Traum oder Wahrhaftigkeit? Spinnerei dachten wir, aber das sagten wir ihm nicht. Er gab das neue Fach Gegenwartskunde. Vom Nationalkongress in Berlin sprach er, die Zeitung in der Hand. Und den Entwurf einer Verfassung erläuterte er und packte uns doch nicht. Die Gedanken sind frei ... Wir hatten genug von Regeln, Fassungen und Pflichten. Wir hatten ja gesehen, wohin das führt. Damit komme uns keiner! Nicht jetzt, hier und heute! Wir wollten endlich frei sein!

Vater Prange sang uns da ganz andere Lieder.

*„Drei Zigeuner fand ich einmal,  
liegen an einer Weide.  
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual,  
schlich durch die sandige Heide.*

*Hielt der eine die Pfeife im Mund,  
blickte nach seinem Rauche,  
froh, als ob er vom Erdenrund,  
nichts vom Glücke mehr brauche.*

Das wäre schön! Liegen an einer Weide, in den Himmel schauen und die Wolken zählen. Aber Pustekuchen, wenn ich nach Hause kam, dann hieß es: „Los, los! Komm wir warten schon! Rüben verziehen, Heu machen, Kartoffeln hacken und, und, und.“ Es gab immer etwas zu tun. Schularbeiten? „Hinterher, später, wenn wir mit der Arbeit fertig und wieder zurück sind!“ so Vater.

Und ich las doch so gerne! Ich träumte mich mit Winnetou und Old Shatterhand an den Schatz im Silbersee, kämpfte mit dem Grafen von Monte Christo um Gerechtigkeit und nahm mit ihm Rache an seinen Widersachern, diesen Schuften.

Ich litt mit den verfolgten Christen aus „Quo vadis“ und wäre am liebsten der starke Kerl gewesen, der in der Gladiatorenarena dem Stier den Nacken brach.

Mich begeisterten die Taten des Grafen Egmont von Monte Christo, der als der „Herr der Welt“ die Nachkommen seiner Mercedes erst an den Rand der Verzweiflung brachte und sie dann reich mit Mitteln ausstattete, damit sie gut leben und selber Wohltaten austeilten konnten. In den Bänden von der „Millionenbraut“ verfolgte ich dann, wie die Auserwählten nach überstandener Not und Martyrium nach seinen Maximen lebten. Das entsprach meinem Empfinden und Gefühlen angesichts des miterlebten Absturzes unserer Familie.

Kein eigenes Bett besaßen wir mehr. Die Hosen, die ich trug, stammten von einem französischen Offizier, die Jacke war eine ausgediente Infanteriejacke eines deutschen Soldaten. Die Visionen der Dumastrilogie gaben Hoffnung. Da müssen wir durch!

Alfred Schlicht diskutierte in einer Vertretungsstunde mit uns über gute Bücher. Ich erzählte, er verwarf das meiste als romantische Luftschlösser. Lediglich den „Lederstrumpf“ von Cooper ließ er als realistisch gelten. Ich fand, er urteile über etwas, was er selbst nicht kenne. Aber: Die Gedanken sind frei! Welch ein Glück.

Aber eines erreichte er. Ich sah mir die Helden der Lederstrumpferzählung näher an. Unkas gefiel mir besonders mit seiner Haltung und seinem Grundsatz: „Rede nie, wenn du nicht gefragt wirst!“ bzw. „solange Ältere reden!“ Hab's durchgehalten, aber nicht immer.

Und noch einer erschien mir beispielgebend, Falkenaugen. Seine Maxime: „Ein gutes Gewissen, ist das beste Ruhekissen!“ schien mir gewichtig, sie zu meiner eigenen zu machen. Ich erinnerte mich oft an diesen Spruch, wenn ich mich nach getaner Arbeit zur Ruhe begab und ich bedachte, dass mit etwas Raffinesse und einem kleinen Dreh manches leichter zu lösen gewesen wäre.

Im letzten Schuljahr kam noch der Konfirmandenunterricht hinzu. Der wurde nicht etwa in Schönwerder abgehalten, wo wir uns schon am Vormittag mit der Schule herumschlügen. Nein wir mussten am Nachmittag nach Klinkow. – Nicht alle, nur die Ellinger, die gehörten zur Pfarrei Klinkow. Schönwerder war eine eigene Pfarrei, in der zwar auch Pfarrer Böck wirkte. Aber das führte keineswegs zu einer Verlegung des Unterrichtes im Katechismus nach dort. Deshalb hatten wir an den Tagen des Konfirmandenunterrichtes nicht 6 km Fußmarsch, sondern fast 12. Ich habe nie etwas von Diskussionen wegen der erhöhten Belastung

gehört. So saßen wir am Vormittag mit den Schönwerderschen zusammen und am Nachmittag mit den Klinkowern und Güstrowern. Doch zurück zu den Ereignissen im Jahr 1948.

Dieses Jahr hatte es in sich. Im November schon wieder Gedenktage. Ein zehn und ein 30 Jahre zurückliegendes historisch bedeutsames Ereignis sollten begangen, bedacht und durchdacht werden. Zum ersten Mal las und hörte ich von der „Reichskristallnacht“, einer „Nacht der langen Messer“, klirrender Scheiben und brennender Synagogen. Die Zeitungen beschrieben die Ereignisse des Jahres 1938 in Berlin und anderswo und sprachen vom „Braunen Mob“ und von „Deutscher Schande“.

Am Abend des 9. November fand in der kleinen Schule in Ellingen eine Gedenkveranstaltung statt. Erstmals wurden auch wir Schüler des letzten Schuljahres dazu eingeladen. Der Raum war gedrängt voll. Ich stand in der Mitte der Klasse mit dem Rücken an den Lehrmittelschrank gelehnt, der Tafel genau gegenüber. Raunend nur sprachen die Anwesenden miteinander. Plötzlich traten vor die Tafel drei Männer, in ihrer Mitte mein Vater, der sichtlich erregt, was aber nur der merkte, der ihn kannte, zu reden begann. Ich hatte ihn noch nie so gehört. Ich sah ihm fest in die Augen. Auch er sprach von einem Ereignis der Schande und berichtete aus eigenem Erleben, denn wir wohnten ja damals in Berlin. Schweigen als er die brennenden Synagogen beschrieb, beschämendes Schweigen, schien mir. Erinnerten sich einige daran, dass auch in Prenzlau die Synagoge brannte?

Russen hatten seinerzeit den Vater von Christa B. immer wieder zum Verhör geholt. Er kam zwar wieder, denn er war wohl nur als Zeuge gefordert. Genaueres erfuhren wir Kinder nicht. Später sind sie weggezogen, die Beckers, nach Sternberg, glaub ich.

Vaters Stimme riss mich aus meinen Erinnerungen: „Das alles wäre uns erspart geblieben, wenn es nicht noch einen 9. November gegeben hätte. Den Tag, an dem die Menschen in Kiel und Berlin den ersten Weltkrieg beendeten und der Kaiser floh.“ Vater hielt eine Geschichtsstunde. –

„Das war bestimmt eine einmalige und historische Chance“, hörte ich ihn wieder sagen, „aber was haben wir daraus gemacht? Ich bin selbst dabei gewesen, als Soldat mit meiner Truppe aus dem Felde kommend. In Berlin ballerte Hinz und Kunz herum. Das ging doch nicht. Wir waren doch die „Waffenträger der Nation“. Wir waren die Ordnungsmacht und als

man uns aufforderte, für Ordnung zu sorgen, da taten wir es. Was wussten wir denn schon, was sich da abgespielt hatte. An den Litfasssäulen stand: „Schlagt ihre Führer tot!“ – das reichte uns. – Vielleicht haben wir damals die Falschen geschlagen? Vielleicht wäre uns, hätten wir mehr gewusst, vieles erspart geblieben?“

Das war meine zweite Geschichtsstunde mit Vater. Wieder hing bedeutungsschwer und stumm der Begriff „Verantwortung“ in der Luft. Ich stand wie angewurzelt. Die Klasse leerte sich. Als Vater zum Ausgang kam, trat ich zu ihm. Er legte den Arm um meine Schulter. Schweigend traten wir ins Dunkle. Kein Wort fiel auf dem kurzen Nachhauseweg. Der feste Griff des Vaters war Sprache genug.

Am nächsten Tag musste ich Dung fahren. Vater und Frau Käthe Stein streuten den Mist aus. Sie war gestern auch in der Versammlung. Ich kam gerade dazu, als sie Zweifel an seinen Aussagen hegte. Er wehrte sich und beteuerte, dass er Angehöriger des Kaiser- Franz- Gardegrenadierregiments Nr. 2 gewesen sei, welches voll einsatzfähig von der Front kam. „Wir unterstanden der neuen Regierung“, beteuerte er abermals. „Es war ein Befehl!“

Mir schwante, dass dieses Regiment zu den Noske-Truppen gehört hat, von denen ich in meinem neuen Geschichtsbuch gelesen hatte. Ich verurteilte deren Handeln und kämpfte nun mit mir. Wie sollte ich damit fertig werden, dass mein Vater bei solchen Truppen gewesen ist? Er erzählte ebenfalls, dass ihr Regiment die Mörder von Karl und Rosa in Moabit zu bewachen hatte und er sich stets wunderte, was die Kerle für üppige Fresspakete geschickt bekamen. Darin war mehr als sie je an Verpflegung erhielten. Hinter denen musste doch jemand stehen? Jemand musste diese Burschen doch ausgehalten und durchgefüttert haben? Das Essen war auch damals wie überall in Deutschland nicht besonders reichlich bemessen.

Klarer wurden für mich die Zusammenhänge durch unseren Geschichtsunterricht in der Schule, in dem wir von einer Rede des letzten deutschen Kaisers hörten, der anlässlich der Vereidigung von Soldaten das Aufgeben aller sozialen und familiären Bindungen verlangte, indem er sinngemäß sagte: „Ihr seid jetzt meine Soldaten und wenn ich Euch in diesen unruhigen Zeiten befehle, auf Vater, Mutter und Freunde zu schießen, dann habt ihr zu gehorchen!“

Diese Rede wurde zwar schon vor Beginn von Vaters Soldatenzeit

gehalten, aber sie galt auch noch für ihn, der 1911 in die Armee des Kaisers eintrat. Besonders aber erschütterte mich, dass dieser Noske auch noch Sozialist war, aber wahrscheinlich Kaisersozialist. Einen anderen Begriff kannte ich noch nicht. Aber diese Erkenntnisse halfen mir, Heines zweiten Fluch aus „Die schlesischen Weber“ besser zu verstehen.

*„Ihr seid jetzt Meine Soldaten, ihr habt euch Mir mit Leib und Seele ergeben. Bei den jetzigen socialistischen Umtrieben kann es vorkommen, daß Ich euch befehle, eure eignen Verwandten, Brüder, ja Eltern niederzuschießen, aber auch dann müßt ihr Meine Befehle ohne Murren befolgen.“<sup>\*)</sup>*

Das war zwar auf den preußischen König von 1848 gemünzt, aber war der letzte deutsche Kaiser nicht auch ein Preuße? Also mit solchen Leuten, dem Kaiser und solchen wie Noske, der von sich selber sagte, dass einer ja wohl der „Bluthund“ sein müsse und der dem Vater solche Befehle gab, wollte ich nichts zu tun haben. Mit dem ganzen Herzen war Noske aber offenbar auch nicht dabei. Was zwang ihn also, wider Willen Bluthund zu sein? Fragen über Fragen! Wo gab es die Antworten?

Und dann diese Regelmäßigkeit der Kriege, die wir Jungen für ein Gesetz der Geschichte hielten und uns, auf unser Leben bezogen, schlussfolgern ließ, dass wir bestimmt nicht alt würden. Der nächste Krieg käme gewiss und würde unser Leben fordern.

Man sehe sich doch nur mal die Geschichte der letzten zweihundert Jahre an, ging es mir durch den Kopf:

Siebenjähriger Krieg 1756 – 63  
Napoleonische Kriege 1806 – 13/14  
Deutsch-Dänischer Krieg 1864  
der Preußisch-Österreichische 1866  
der Deutsch-Französische Krieg 1870/71  
der I. Weltkrieg 1914/18  
der II. Weltkrieg 1939/45

Jede 2. bzw. 3. Generation erlebte einen Krieg. Wenn das kein Gesetz ist?

<sup>\*)</sup> vgl. Johannes Hürter, in: FAZ vom 25.03.2004, Nr. 72/S. 11.

Und die Abstände werden immer kürzer. Also wir erleben unseren Krieg auch noch, mit Sicherheit! So schlussfolgerten wir auf dem Schulweg.

Ich suchte weiter in meinem Geschichtsbuch. Ich las und las. Der Deutsch-Französische Krieg. Die diplomatischen Spiele des Kanzlers Bismarck mit der Emser Depesche. Warum? Warum musste man das Volk in einen Hassrausch bringen, wenn Napoleon der III. doch Krieg wollte? Vater kam dazu. Er sah mein Buch und mir über die Schulter. „Pariser Kommune? Was ist denn das?“ fragte er, nahm mir das Buch weg und begann zu lesen. „Davon hat uns nie einer etwas erzählt. Wann soll denn das gewesen sein?“ Jetzt begann er zu fragen. Ich war mein Buch los. Aber ich war nicht böse. Doch eine neue Frage entstand. Liegt in den Geschichtsereignissen, die bisher einfach verschwiegen wurden, etwa der Schlüssel?

Von jetzt ab bekam mein Lernen und Bücherwälzen einen neuen Sinn. Es ging ja auch in den Winter. Die Arbeit drängte nicht so sehr. Eines Tages musste ich ein Gedicht von Chamisso lernen. Halbblaut skandierte ich:

„Die Wäscherin“

Du siehst geschäftig bei den Linnen,  
die Alte dort im grauen Haar  
die rüstigste der Wäscherinnen

„im sechsundsiebzigsten Jahr.“ Ergänzte mein Vater.

„Haben wir auch gelernt. Von Chamisso, nicht? Ist ein schönes Gedicht!“ stellte er fest und nickte dann wieder ein.

Im März 49 erschien Heinz Plöger von der FDJ. Er lud uns alle in die Ellinger Schule ein und hielt uns einen Vortrag über die Rechte der Jugend. In Brandenburg seien die beschlossen worden. Wir sollten uns auch einreihen und mitmachen. Auf die Jugend käme es an. Auch ein paar Ältere von der Dorf-SED waren da und diskutierten mit. Günter Hartwig war ebenfalls da. Er ging bereits seit September 48 auf die Oberschule in Holzpantinen. Seine Mutter war eine einfache Landarbeiterin und sein Vater im Krieg geblieben. Geld war nicht vorhanden, um ihn besser auszustatten. Aber in der Zusammenkunft mit H. Plöger war er das Beispiel für das Neue. Arbeiter- und Bauernkinder gingen jetzt zur höheren Schule.

Wir aber waren skeptisch. Wieder eine Jugendorganisation ... Wir kamen

nicht zur Entfaltung. „Darum nennen wir uns ja freie deutsche Jugend. Frei, ohne Zwang und Drill usw. argumentierte Plöger.

Das Ergebnis war, dass wir alle eintraten, auch die, die noch zur Schule gingen.

Chausseemeister Vierck beglückwünschte uns alle. Er war der Sekretär der SED im Dorf. Seine wenigen Worte gipfelten in der Behauptung, dass wir es einst seien, die die Führung übernehmen müssten.

Na ja, darauf pfften wir. Aber eine eigene Leitung wählten wir. Horst K. wurde unser Vorsitzender. Ich sollte Stellvertreter sein und den Kassierer machen. Das war es dann.

In der Schule war Ende April eine komische Person aufgetaucht. Freitag hieß der Mann in langem Mantel, mit wehendem Schal und Franzosenbibbi (Baskenmütze). Er stand in unserer Klasse und redete von Jungen Pionieren. Wir grinsten alle innerlich, nicht, weil das für uns kein Thema mehr war, sondern mit welchen Argumenten er uns für die Truppe gewinnen wollte. Die Pioniere sollten also neuen Schwung in die Schule bringen, selbstgewollte Disziplin, Lernen auf freiwilliger Basis und fröhliches Spielen und ... wenn alles gut klappt, dann könnten wir auch unsere Lehrer duzen. „Was?“ Wir lachten ihn aus. Wie er sich das vorstelle? Lehrer duzen! Doch nicht etwa Vater Prange? Das mache noch nicht einmal Friedrich und der war doch sein Enkel. Das ginge höchstens mit Herrn Alfred Schlicht, aber schon mit Fräulein Urbanski und erst recht bei Fräulein Fröhlich wäre das – „Ach, das ist doch Unsinn!“ Kurz und gut, er blitzte ab. Auf dem Heimweg nach Ellingen holten wir den Freitag ein. Mit spitzbübischer Freude zeigten wir ihm unsere FDJ-Ausweise. Er war getroffen, hatte ihm doch da jemand ins Handwerk gepfuscht.

Uns packte langsam aber sicher der Ernst des Lebens. Entscheidungen mussten getroffen werden: Was willst du werden? – Was ist möglich zu werden?

Das Leben schien mir voller Gefahren zu sein. Irgendwer hatte mir mal gesagt: Es ist wie beim Radrennen. Du musst mithalten, musst auch Arbeit leisten, d. h. die Kolonne ziehen, wenn du vorne bist, sonst drängen, ja schubsen dich die anderen in den Chausseegraben. - Dass ich nicht mithalten, mitziehen könnte und dann im Graben läge, war meine größte Angst. Was kann man werden? – Bauer? – Oh Scheiß! Was bist du denn dann? Und wo kann man das werden?

Es gibt ja nicht einmal richtige Lehrstellen. Und Vaters Neubauernstelle? – Hat das Zukunft? – Tischler könnte man werden; hat doch Tradition in der Familie und in Prenzlau gab es eine Möbelfabrik. Aber wird Vater mich gehen lassen? Jochen Hartwig griff den Gedanken auf und hatte gute Aussichten.

Vater sprach mich eines Tages an: „Na Junge, was willst du denn mal werden?“ Ich sagte zaghaft und vorsichtig: „Tischler, dachte ich mir. In Prenzlau ...“ Vater schnitt mir das Wort ab, nicht barsch oder kategorisch, mehr Rat gebend: „Ach weißt du, das lass mal! Das hat keinen Sinn.“ Ob er in diesem Moment an seine eigene verkorkste Karriere als Tischler gedacht hat, weiß ich nicht. Ich sah ihn groß an. Die Frage: Was denn dann? – Was soll ich denn machen? Es blieb stumm zwischen uns. Er saß vor mir, schien zu zögern. – „Weißt du, bleib ein paar Jahre zu Hause und dann wirst du Soldat!“ Ich sah ihn groß an. S o l d a t ? – Wie ein Unheil bringender Blitz zackte es durch mein Gehirn. Ich schwieg zu lange, um das Gespräch fortzusetzen. Das also war meine Zukunft: Bauer und Soldat! Für wen? Bei wem denn? Es gab doch gar keinen deutschen Staat und kein Heer mehr. Gab es überhaupt noch ein Vaterland? Blicke also nur die Fremdenlegion oder so ähnliches. – Quatsch! – Also: „Üb immer Treu und Redlichkeit ...“

In der Schule kam man auch zur Sache. Meister Prange fragte jeden, was er sich für die Zukunft vorgenommen habe. Einige wussten schon, was sie wollten, die meisten wussten es nicht, hatten nichts. Brigitta Buse und Erika Machnitzke brauchten sich keine Gedanken zu machen. „Sie werden zur Oberschule gehen!“ Als P. das verkündete, muss ich wohl einen fragenden Blick auf ihn gerichtet haben, jedenfalls wandte er sich an mich und meinte: „Ihr habt ja die Wirtschaft. Du bleibst zu Hause, nicht wahr?“ Ich nickte und winkte ab. Was soll' s! Ich bleibe! Mir war, als hätte ich auf etwas Bitteres gebissen.

Die Berufsberatung in der Schule Blindow an der F 109 war nur noch eine Farce. Mein Schicksal hieß: Mistbauer. Mach was draus! Kühe melken, Pferd putzen, Schafe und Schweine füttern. VdgB - Deckstation. Richtig, die gab's ja auch noch. Vater war doch Vorsitzender der „Gegenseitigen Bauernhilfe“. Er durfte den Gemeinschaftsbullen halten. Eigentlich stand er bei Hermann Lenz, aber wer wusste schon, dass Mahnecke der Verantwortliche war. Es war der gleiche Hof und der Bulle fühlte sich

an der Krippe im großen Stall viel wohler. Manchmal viel zu wohl. Kam ein Bauer mit einer rauschigen Kuh und keiner war da, der den Bullen zuführen konnte, dann musste ich den Stier an den Ring nehmen. Das ging viele Male gut. Aber dann kam der Bauer Wolfram mit seiner Kuh. Da keiner da war, holte ich den Bullen aus dem Stall. Der schnupperte, drehte sich weg und schaute mich mit eigenartigem Blick an. Schließlich schüttelte er sein hornbestücktes Haupt samt Hals, als wollte er mir etwas sagen. Hätte ich den Blick und Geste eines Liebhabers auf falscher Fährte bloß schon verstanden, aber dazu war ich noch zu unerfahren.

Auch der malariakranke Wolfram verstand seine Kuh nicht. Die trampelte verängstigt immer an der Stallwand hin und her, und wollte partout nicht stehen. Doch es half nichts. Ich trieb den Bullen an, und W. zwang die Kuh endlich in den Stand.

Da passierte es. Der Bulle ging auf mich los mit gefährlichem Schnaufen und mit röhrendem Gebrüll. Ich hing an der Leine und verfluchte meinen Leichtsinn, nicht die Leitstange genommen zu haben. Er jagte mit mir Halbwüchsigen auf den Dunghaufen, auf dessen Höhe ich zu Fall kam. Wäre nicht durch Tante Elfriedes lautes Rufen Onkel Werner hinzugekommen, hätte ich vielleicht auch dieses Gesetz der Natur begriffen, so aber blieb es für mich geheimnisvoll. Onkel W. führte das Tier ab, das sich bei ihm mächtig über diesen unwissenden Laienhelfer beschwert haben muss, denn ich brauchte nie wieder dieses Tier zuführen. Ging auch nicht, denn kam ich danach, auch Wochen später noch, in den Stall, dann stand er in der Krippe und protestierte mit Gebrüll und Kettenrasseln gegen mich und wahrscheinlich auch gegen meinen zoologischen Unverstand.

Das Jahr 1949 war auch Goethejahr. 200 Jahre wäre diese Dichtergröße in jenem Jahr geworden. Anlässlich dieses bedeutsamen Jubiläums sollte es eine besondere Ehrung sein, dass wir eine festliche Stunde mit Würdigung seines Lebens und Vortrag besonders schöner Gedichte gestalteten. Ich sollte einen Vortrag über Goethes Leben halten, einen freien Vortrag. So was hatte es bis dahin noch nicht gegeben. Nur mit einem Spickzettel in der Hand vor der Klasse stehen und frei sprechen, quasi eine Rede halten. Verdammt noch mal, ich kam ins Stottern. Vom Platz her konnte ich ganz schön den Mund aufreißen, riskierte ich auch schon mal meine Berliner Klappe. Aber von vorn flatterte das Herz und alle starrten mich an, froh, selber nicht damit dran gekommen zu sein.

Aber ich meisterte es irgendwie. Wir sangen noch ein paar schöne Lieder, die aus der Hand von Goethe stammten und von bekannten Komponisten vertont worden waren. Das „Heidenröslein“ war dabei. Wir sangen es mit Inbrunst ohne zu ahnen, dass das eines der wilden Liebeslieder des jungen Goethe war, in dem er der ganzen Welt mitteilte, dass er einem jungen und heißgeliebten Mädchen die Unschuld geraubt hatte. Wir glaubten an die Rache der Natur, wenn man übermütig Rosen pflückt, nur um für kurze Zeit eine schöne Blume zu besitzen. Eigene Erfahrungen hatten wir genug mit solchem Tun.

„Der Erlenkönig“ und der „Zauberlehrling“ wurden auch vorgetragen. Niemand sagte uns, dass das letztere Gedicht eine Huldigung Napoleons war, der als alter Meister die durch die Französische Revolution aus den Fugen geratene Gesellschaft wieder in geordnete Bahnen leitete. Wir lernten das Gedicht als Warnung für alle fürwitzigen und überschlaun Naseweise, die glaubten, ungeübt und mit Halbwissen an allem herumbasteln zu können. Was für ein banaler pädagogischer Missbrauch so großartiger Werke, wenn man es dabei belässt, als wären sie gleichzusetzen mit dem „Struwelpeter“. Bei vielen meiner Zeitgenossen blieb es bei dieser Bewertung der Gedichte, weil tiefere Einblicke in die Geschichte und die Zeit der Schöpfer der Werke nicht vermittelt wurden oder nicht gewünscht waren. Oder?

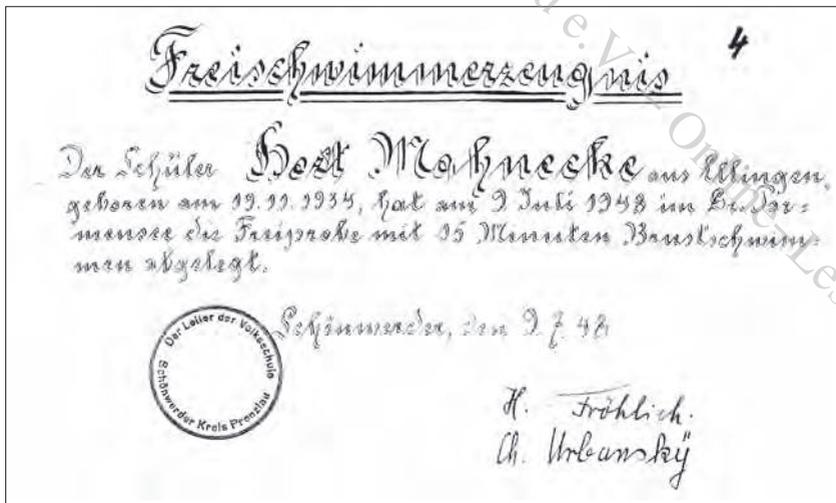
1949 war auch das Jahr eines selten hohen Dienstjubiläums von Schulmeister Prange. Schon meine Stiefmutter war kurzzeitig zu ihm zur Schule gegangen, als während des I. Weltkrieges Lehrer fehlten. Sie war 1949 schon 47 Jahre alt. Also das 40. Jubiläum war es mindestens, wenn nicht gar das 50ste.

Seine Kollegen wollten ihm eine große Freude machen und ihm auch danken für seine Hilfe bei ihrem Einstieg in den Lehrerberuf. Fräulein Urbanski bereitete mich auf eine Rede vor, mit der ich im Namen aller Schüler gratulieren und gleichzeitig ein Bild als Geschenk überreichen sollte. Andere bastelten eigene kleine Gaben. Erika M. zum Beispiel brannte auf eine Holzscheibe mit heißer Nadel einen Gruß zum Jubiläum. „Mit Gottes Hilfe ...“ sollte es schwarz leuchten, „Mitt Gottes Hilfe ...“ stand der Satz im Scheibenrund. Was soll's, es war herzlich und ehrlich gemeint. Auch ich bekleckerte mich nicht mit Ruhm bei meiner zweiten freien Rede und duzte unseren alten ehrenwerten Schulmeister Prange bei der Gratulationsanrede, wie ich es von zu Hause gewohnt war. Das

„Dir“ kam mir leichter von den Lippen als das „Ihnen“, denn so hatte ich noch nie jemanden angesprochen. Und ehrlich, ich hätte es nicht einmal gemerkt, wenn mich nicht anschließend Frau U. lachend in den Arm genommen hätte, mir ihren Dank aussprach und hinzufügte: „Aber duzen hättest du ihn nicht brauchen.“

Prange reichte mir ebenfalls die Hand zum Dank und ich durfte abermals gratulieren, denn Pfarrer Böck hatte ihm den Titel „Kantor“ verliehen. Das musste eine hohe Auszeichnung sein, denn Oswald Prange tat sehr stolz und bedankte sich immer wieder.

So neigte sich das Schuljahr seinem und unsere Schulzeit ihrem Ende zu. Die Zeugnisse wurden überreicht und mir bei der Übergabe mündlich versichert, dass ich mich in den beiden Schuljahren in Schönwerder gut entwickelt habe und unbestritten Klassenprimus gewesen sei. Ich hörte es nicht ungerne, konnte mir aber dafür nichts kaufen. Es verhalte wie ein Schuss im Wind.



## Der Fall Werner Alfred Flach – ein Beispiel für die DDR-Unrechtsjustiz<sup>1)</sup>

Jürgen Theil, Prenzlau

Werner Alfred Flach wurde am 7.12.1924 in Syrau (Vogtland) geboren. Nach seiner Tischlerlehre folgte ein neunmonatiger Arbeitsdienst. Anschließend wurde Flach 1942 zum Armeedienst eingezogen und zum Kradmelder ausgebildet. Als Obergefreiter diente er in Frankreich, Italien und zuletzt an der Ostfront, wo er im Januar 1945 in russische Kriegsgefangenschaft geraten war. Um dieser nach drei Jahren ein Ende zu setzen, nahm er das Angebot an, die Kasernierte Volkspolizei (KVP) beim Aufbau zu unterstützen. So trat Flach am 15. September 1948 seinen Dienst als Wachtmeister in der Volkspolizeidienststelle in Zwickau an. Im Sommer 1949 wurde er dann mit weiteren 250 Personen nach Prenzlau versetzt, wo er 1952 zum Oberfeldwebel befördert wurde und noch im selben Jahr heiratete. Aus dieser Ehe gingen die beiden Söhne Hartmut (geb. 03.12.52) und Burkhart (geb. 11.4.55) hervor. In seiner Freizeit spielte Werner Alfred Flach Fußball bei Lok Prenzlau, wo er schnell zu einem Leistungsträger der Mannschaft wurde. Aufgrund seiner sportlichen Erfolge und seiner offenen und ehrlichen Art wurde er von seinen Freunden und Kameraden sehr geachtet und geschätzt. Er war für viele von ihnen ein Vorbild. Flach hatte bald erkannt, dass die Kasernierte Volkspolizei als Keimzelle einer neuen Armee, die Spaltung Deutschlands dauerhaft zementieren würde. Geprägt vom stalinistischen Unrechtssystem in der SBZ und der späteren DDR lehnte Flach eine längere Tätigkeit respektive eine Offizierslaufbahn in der Kasernierten Volkspolizei oder in der in Aufbau befindlichen Armee strikt ab. Er wollte sich nicht als Werkzeug des totalitären SED-Regimes missbrauchen lassen. Flach trat ein für Demokratie und die Achtung der Menschenrechte. In der Familie hatte er einmal gesagt, dass er sich einen vollendeten 17. Juni 1953 wünsche und die DDR nicht lange bestehen werde. Trotz aller Rückschläge gehörte Flach jedoch nicht zu

<sup>1)</sup> Redebeitrag anlässlich der Einweihung eines Gedenksteins, der am 1.3.2010 im Foyer des Plenarsaales enthüllt wurde

den Personen, die einfach aufgaben oder sich in den Westen absetzten.

Er glaubte noch an einen friedlichen Ausgleich zwischen Ost und West sowie an das Ende der deutschen Teilung. Nachdem bekannt wurde, dass Flach in West-Berlin Informationen aus seinem Dienstbereich an den westdeutschen Nachrichtendienst weitergeleitet hatte, verhaftete man ihn, seine Ehefrau sowie zwei seiner Vorgesetzten. Am 6.2.1956, um 8 Uhr folgte in Prenzlau ein großer Schauprozess vor 600 Offizieren der Kasernierten Volkspolizei, der nach einem zuvor vorbereiteten Plan ablief. Dieser am 10. Januar ausgearbeitete Plan trägt den handschriftlichen Vermerk „einverstanden Mielke“.

Mielke, der zu dieser Zeit noch als Staatssekretär im Ministerium für Staatssicherheit wirkte, hatte sich für die härteste Strafe gegen

Flach ausgesprochen. Auch in dem vom Leiter der Hauptabteilung I/9, Major Neumann, unterzeichneten Schreiben zur Überführung des Häftlings Flach, das in Berlin am 1. Februar abgefasst wurde, ist bereits davon die Rede, dass Flach die Todesstrafe zu erwarten habe. Wegen Verbrechens nach Artikel 6 der Verfassung der DDR (Boykotthetze) wurde Werner Alfred Flach vom Bezirksgericht Neubrandenburg zum Tode verurteilt und am 11.2.1956 in Dresden mit demselben Fallbeil hingerichtet, mit dem auch die Nazis ihre politischen Gegner exekutiert hatten. Anschließend ließ man den Leichnam im Krematorium Dresden-Tollkewitz verbrennen und die Asche in einem bislang ungeöffneten Massengrab verscharren. Flach gehörte damals zu 62 politischen Gefangenen, die in Dresden hingerichtet wurden. Da es die Todesstrafe in der DDR noch bis 1987 gab, sollten noch viele weitere Opfer folgen. Insgesamt 164 Mal wurde die Todesstrafe in der DDR zwischen 1949 und 1981 per Guillotine oder „Nahschuss“ vollstreckt.



Werner A. Flach um 1953 vor dem Leipziger Hauptbahnhof.

Wir stehen heute hier an einem authentischen Ort. An dem Ort, wo vor 54 Jahren der Schauprozess gegen den Prenzlauer Werner Alfred Flach durchgeführt wurde. Wie konnte man ein derart hartes Urteil



vollstrecken, das das Leben eines erst 31-jährigen zweifachen Familienvaters unwiederbringlich beenden sollte. Welches Leid hat man den Kindern, der Ehefrau und den Freunden angetan.

Lassen Sie mich meinen Redebeitrag mit einem Zitat aus einer prämierten Schülerarbeit von Martin Kruschke beenden, die ich im Rahmen eines unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten stehenden Schülerwettbewerbs zur deutschen Geschichte 1999 als Betreuer begleitet habe: „Werner Alfred Flach musste seinen persönlichen Einsatz mit dem kostbarsten Gut bezahlen, das er besaß – mit seinem Leben. Sein Handeln, sein Einsatz und sein Protest bleiben unvergessen. Ohne aus Werner Alfred Flach einen Helden machen zu wollen, bleibt mir die Hoffnung, mit dieser Arbeit nach über 40 Jahren einen kleinen Beitrag zur öffentlichen Rehabilitierung des Werner Alfred Flach geleistet zu haben. Auch wenn diese Rehabilitierung de jure von der Bundesrepublik Deutschland bereits

am 19.11.1992 offiziell erfolgt ist, so ist sie in den Köpfen vieler Prenzlauer noch nicht geschehen. Aus diesem Grund hoffe ich, dass möglichst viele Prenzlauer diese Arbeit lesen werden und erkennen, dass es sich um einen „pseudojuristischen Mord“ handelt. Abschließend möchte ich in diesem Zusammenhang nochmals der Familie Flach dafür danken, dass ich nach den vielen Jahren des Schweigens, heute über die Geschichte des Werner Alfred Flach, über die bislang nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen wurde, berichten durfte. Ich muss gestehen, nachdem ich mich nun intensiv mit dem Fall beschäftigt habe, ich inzwischen ganz anders über die Vorgänge von damals denke.“

### Literatur

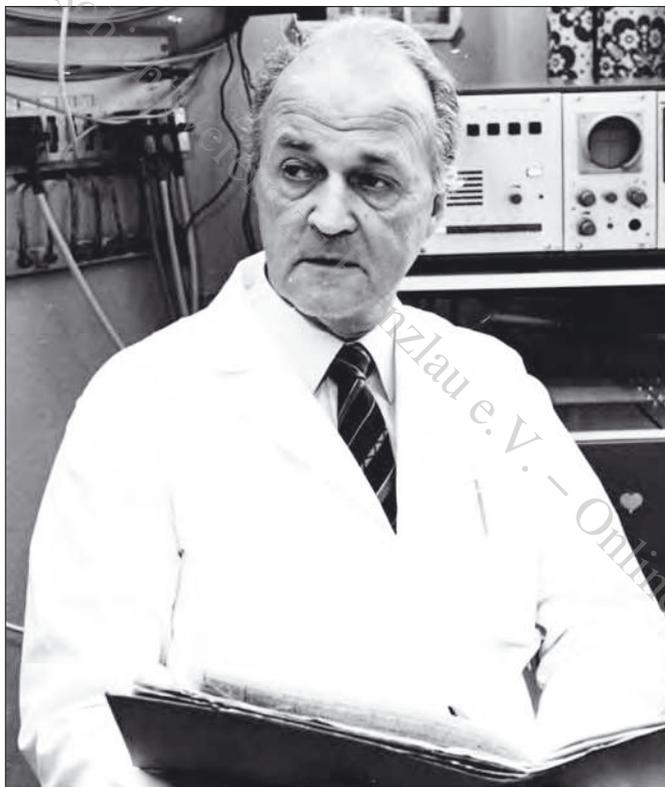
Kruschke, Martin: Werner A. Flach. Wettbewerbsarbeit zum Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte“, Prenzlau 1999.



Hartmut Flach, Inge Karoske, Günter Arndt und Burkhard Flach (v.l.n.r.) bei der Enthüllung des Gedenksteins am 1. März 2010 im Foyer des Plenarsaales der Kreisverwaltung.

# Das medizinische Wirken von Herrn Obermedizinalrat Dr. Johannes Döring im Kreiskrankenhaus Prenzlau von 1955 bis 1985

Heinrich Schneider,  
Peter Mehls und Hans-Joachim Gutschmidt



Am 25. Mai 1920 wurde Johannes Döring in Görlitz (Niederschlesien) geboren. Er besuchte ab 1926 die Grundschule in Ostritz und ab 1930 das Realgymnasium in Zittau. Nach dem Abitur 1938 studierte er in Rostock und Danzig Humanmedizin und erhielt kurz vor dem Ende des 2. Weltkrieges im April 1945 in Göttingen die Approbation als Arzt. Nach Kriegsende war Johannes Döring zunächst in einem Flüchtlingslager in Thüringen tätig.

Im Anschluss daran absolvierte er von Dezember 1947 bis August 1952 an der Hautklinik der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald seine Facharztausbildung und wurde bald darauf zum Oberarzt ernannt. 1954 promovierte Johannes Döring zum Doktor der Medizin. Ab 1.12.1955 war Dr. Döring als Leiter der Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten des Kreiskrankenhauses Prenzlau mit angeschlossener Poliklinik tätig. Mit viel Energie und großem Engagement organisierte er die ambulante und stationäre Betreuung der Patienten seines Fachgebietes und baute die entsprechenden Abteilungen auf und weiter aus. Die Hautstation befand sich ursprünglich in der provisorischen Außenstelle Birkenhain und später im sogenannten Zweigkrankenhaus in der Karl-Marx-Straße in Prenzlau. Dr. Döring führte neben seiner umfangreichen Sprechstundentätigkeit in der Poliklinik und im NVA-Lazarett in Prenzlau über viele Jahre auch in der Nachbarstadt Templin ambulante Sprechstunden durch. 1963 wurde er zum Medizinalrat ernannt. Schon in jenen Jahren hatte er sich durch seine Arbeit Achtung und Anerkennung erworben. Am 1.11.1964 wurde der parteilose Mediziner zum Ärztlichen Direktor des Kreiskrankenhauses Prenzlau berufen und folgte damit in dieser Funktion dem leitenden Chirurgen MR Dr. Carstensen. Unter Dr. Dörings Leitung wurden das Profil und die Leistungsfähigkeit des Kreiskrankenhauses nach und nach deutlich erweitert. So entstanden 1966 die Anästhesieabteilung mit Intensivstation und ein Jahr später die Bezirksdiabetesabteilung. Die Blutbank und das Labor wurden weiter ausgebaut. Außerdem wurde die Kinderabteilung rekonstruiert und erweitert. 1969 konnte mit dem Aufbau der Dialyse-Abteilung begonnen werden, was eine wesentliche Verbesserung der medizinischen Versorgung der Bevölkerung mit sich brachte. Es war die erste Krankenhausabteilung dieser Art im gesamten Bezirk Neubrandenburg. Sie führte zu einer besseren Behandlung von Patienten mit vollständigem Nierenversagen, die bis dahin nahezu gänzlich unversorgt geblieben waren. Schnell entwickelte sich die Prenzlauer Einrichtung zu einem der leistungsstärksten Kreiskrankenhäuser des damaligen Bezirkes Neubrandenburg.

In einem guten Betriebsklima förderte Döring die interdisziplinäre Zusammenarbeit und Forschung, so dass in der Zeit seiner Leitung zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten aus dem Kreiskrankenhaus Prenzlau

hervorgingen und sich zwei Kollegen an der „Humboldt-Universität“ zu Berlin habilitieren konnten. Mit mehr als 450 Betten und über 800 Beschäftigten war die Einrichtung Kreiskrankenhaus/Poliklinik als zweitgrößter Betrieb außerdem zu einem bedeutenden Wirtschaftsfaktor des Kreises geworden. 1970 wurde Döring zum Obermedizinalrat ernannt. Für seine unermüdliche und erfolgreiche Arbeit wurde er mehrfach mit staatlichen Auszeichnungen geehrt, so z. B. 1977 als „Verdienter Arzt des Volkes“, eine Auszeichnung, die seiner Arbeit im Sinne des Wortes gerecht wurde. Alle Ehrungen sah er nach seinem Selbstverständnis auch immer als Anerkennung seiner Einrichtung und deren Mitarbeiter.

OMR Dr. Döring war Mitglied im Vorstand der Dermatologischen Gesellschaft der DDR und der Berliner und Mecklenburger Gesellschaft für Dermatologie. Seit 1959 erwarb er sich als ehrenamtlicher Vorsitzender des Kreisverbandes Prenzlau des Deutschen Roten Kreuzes bleibende Verdienste. Die Förderung des ärztlichen Nachwuchses in seinem Fachgebiet lag ihm stets am Herzen. Die von Johannes Döring ausgebildeten Ärzte schätzten sein fundiertes Fachwissen, die umfassende und großzügige fachliche Ausbildung und Förderung sowie seine herausragende Persönlichkeit. Kraft für seine ausgefüllten und meist auch ausgedehnten Arbeitstage gaben Dr. Döring einerseits seine Familie, die Ehefrau und zwei Töchter, andererseits aber die Kunst, insbesondere Musik, Malerei und Literatur. Er liebte Jazz und klassische Musik und spielte auch selbst Klavier, besuchte gerne Kunstausstellungen und pflegte Kontakte zu Malern, u. a. auf Usedom, wo er mit seiner Familie den Urlaub verbrachte und sich erholte. Nach einem langen und erfolgreichen Arbeitsleben wurde Johannes Döring am 31.12.1985 in den Ruhestand verabschiedet. Am 22.3.2003 verstarb Obermedizinalrat Dr. Johannes Döring nach langer Krankheit. Er war ein vorbildlicher Arzt, für den das Wohl der Patienten stets im Mittelpunkt seiner Arbeit stand. Als ärztlicher Leiter hat er sich um das Kreiskrankenhaus und damit um die gesundheitliche Betreuung der Bevölkerung des Altkreises Prenzlau in den drei Jahrzehnten seiner Tätigkeit sehr verdient gemacht. Am 25. Mai 2010 wäre Dr. Johannes Döring 90 Jahre alt geworden.

## Fritz Mitreiter und sein Wirken als Fotograf in Prenzlau

Jürgen Theil, Prenzlau

Friedrich Thomas Mitreiter, genannt Fritz Mitreiter, wurde am 24.9.1887 in Olmütz (Nordmähren) als Sohn von Franz Mitreiter geboren. Mit 14 Jahren ging er nach Wien, erlernte dort den Beruf des Fotografen und beschäftigte sich autodidaktisch mit der Malerei. Anschließend arbeitete er noch einige Jahre in Wien, bevor es ihn nach Fulda verschlug. 1913 wagte er in Pyritz (Pommern) einen beruflichen Neuanfang in einer kleinen Holzbude, wo er sich sein Atelier einrichtete. In der Zeit des



Am 15.7.1935 heiratete Fritz Mitreiter Martha Albrecht.

Ersten Weltkrieges diente er als Sanitäter an der Ostfront. Nach dem Krieg heiratete er im Juni 1919\* in Pyritz seine erste Frau Frieda Moldt, geb. am 27.12.1894 in Pyritz. Einige Jahre nach dem Krieg reichte das verdiente

\* Aus dieser Ehe gingen die drei Töchter Erika (geb. 10.12.1919) - verehelichte Klein, Uschi (geb. 18.5.1924) – verehelichte Winkelhofer und Lottchen (geb. 16.3.1927) – verehelichte Precht hervor.

Geld dann 1925 zur Errichtung eines massiven Wohnhauses mit Atelier, welches ein großes Glasdach erhielt. Nach seiner Scheidung (um 1930) blieb Friedrich Mitreiter etwa fünf Jahre ledig, bevor er am 15.7.1935 in zweiter Ehe die Schneiderin Martha Anna Maria Albrecht (geb. am 4.11.1900 in



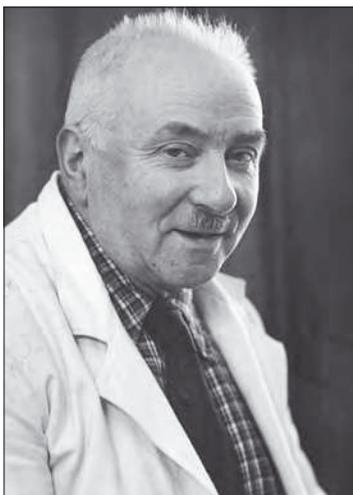
Das Haus der Familie Mitreiter in Pyritz (Bildmitte) mit dem Atelier, das ein großes Glasdach besaß. Auf dem sich unmittelbar daran anschließendem Areal entstand, nachdem die Schuppen abgetragen worden waren, ein zweites Wohngebäude.

Pasewalk, gest. am 12.7.1994) heiratete. Aus dieser Ehe gingen die beiden Töchter Anni (geb. am 31.5.1938) – verheiratete Witthuhn und Christel (geb. am 17.12.1936) – verheiratete Liebner hervor. Um 1935 errichtete Familie Mitreiter auf dem eigenen Grundstück ein zweites Wohnhaus, das für die Zukunft ausreichend Platz für beide Töchter bieten sollte. 1944 nahm die Familie Flüchtlinge auf. Zu den Kunden von Fritz Mitreiter gehörten auch polnische Zwangsarbeiter, die ein großes aufgenähtes „P“ an der Kleidung trugen. Mitreiter wurde denunziert und musste eine größere Geldstrafe bezahlen. Ende 1944 oder Anfang 1945 wurde Fritz Mitreiter als Sanitäter zum Volkssturm verpflichtet. In dieser Zeit häuften sich die Luftangriffe auf deutsche Städte. Nachdem das eine Haus der Familie im Februar 1945 von einer Fliegerbombe getroffen worden war, die jedoch zum Glück nicht detonierte, begann die Flucht in Richtung Stralsund. Als die Rote Armee Stralsund besetzt hatten, musste die Familie zurück nach Pyritz, wo sie nur noch die Trümmer ihrer beiden Häuser



Das Fotoatelier in der Stettiner Straße. Das einfache, aus Holz errichtete Gebäude ist noch heute erhalten.

vorfand und die nächsten fünf Jahre unter schwierigen Bedingungen leben musste. Der 1945 etwa 11.000 Einwohner zählende Ort Pyritz war durch die Kriegseinwirkungen zu 95 Prozent zerstört worden. Mitreiter



Fritz Mitreiter.

wurde von den Polen als Maschinist in einer Mühle zum Arbeitsdienst verpflichtet. Erst im Mai 1950 gelang der Familie die Einreise in die DDR, die über die Auffanglager in Gdansk und Eisenach erfolgte. Dann ging es am Pfingstsonntag 1950 nach Prenzlau, wo Frau Mitreiter einen Cousin (Schwandt) hatte. Hier angekommen, bezog die Familie zunächst eine Wohnung in der Parkstraße (heutige Rosa-Luxemburg-Str.) Nr. 16 in der Nähe des Wasserturms. Der inzwischen 63-jährige Fritz Mitreiter bekam nun eine Arbeit auf dem Holzhof. Doch schon bald gelang es ihm, in der



Herr Grametke, Fritz Mitreiter, Martha Mitreiter, Frau Trop, Herr Trop, Frau Menz-Mazirczyk, Rosi Reichert und Herr Menz-Mazirczyk (v.l.n.r.).

Stettiner Straße ein kleines Atelier aufzubauen. Dazu hatte er von der Stadt Prenzlau einen Kredit in Höhe von 5.000 Mark bekommen. Als der



Fritz Mitreiter und Rosi Reichert (stehend) sowie Frau Grametke, Frau Trop und Herr Trop (v.l.n.r.) auf einem gemeinsamen Ausflug nach Neubrandenburg im Oktober 1965.

gesundheitlich schwer angeschlagene und durch eine Blasen-OP noch immer geschwächte Mitreiter sein Geschäft eröffnen wollte, legten alle fünf Prenzlauer Fotografen bei der Handwerkskammer Widerspruch ein, weil die Stadt kein weiteres Fotoatelier vertragen würde. Erst die Fürsprache des Bürgermeisters Karl Bitter brachte den gewünschten Erfolg. Nun arbeitete Mitreiter gemeinsam mit seiner Frau beinahe Tag und Nacht im Atelier. Neben Portraitbildern und anderen Auftragsfotos entstanden zahlreiche Fotopostkarten von Prenzlau (hier etwa 150 verschiedene Motive) und



Richtfest für das neue Wohnhaus der Familie Mitreiter in der Pestalozzistraße 1 am 23.12.1958.



Fitz Mitreiter 1958 auf seiner Baustelle mit Ehefrau Martha (links) und Tochter Christel (rechts).



Das Haus der Familie Mitreiter, das im Sommer 1959 bezugsfertig war.

anderen Orten der näheren Umgebung (hier insbesondere von Pasewalk), die durch Tiefenschärfe und einen brillanten Kontrast bestechen.

Mitreiter, der inzwischen einen engen Kontakt zu den anderen Prenzlauer Fotografen pflegte, hatte einen besonderen Blick für die richtige Motivwahl. Oft dienten wuchtige Wolken als Hintergrund, die das Bild beleben. Die meisten Postkarten wurden im äußeren weißen Rand mit einer besonderen Randschere beschnitten. Die Rückseiten der Postkarten tragen häufig auch den Geschäftsstempel von Fritz Mitreiter. 1953 begann Tochter Christel eine Lehre im elterlichen Geschäft, die 1956 mit der Facharbeiterprüfung endete. Nur ein Jahr später hatte auch die jüngere Tochter Anni die Facharbeiterprüfung im selben Beruf ablegen können. Ende der 50-er Jahre gelang es Fritz Mitreiter die Ruinengrundstücke Pestalozzistraße (heutige Winterfeldtstr.) Nr. 1 und 2 anzukaufen, um hier aus Abrisssteinen ein eigenes Wohnhaus zu errichten, das die Familie 1959 beziehen konnte. Am 26.10.1961 absolvierte Tochter Christel die Meisterprüfung. Sie wurde am 1.1.1963 Mitinhaberin des väterlichen Betriebes. Anfang der 70-er Jahre hatte sich der Gesundheitszustand von Fritz Mitreiter weiter verschlechtert. Er starb am 27.9.1973 in Prenzlau. Bis 1976 führte die Tochter Christel, die 1973 Manfred Liebner (gest. 1996) geheiratet hatte, das Fotogeschäft gemeinsam mit ihrer Schwester Anni weiter. Anschließend wurde es veräußert.

### **Quelle:**

bearbeitet nach Aufzeichnungen von Christel Liebner (geb. Mitreiter).



Fritz Mitreiter bei der Arbeit auf dem Lande.

## Ein Prenzlauer stirbt an der Berliner Mauer

Jürgen Theil, Prenzlau

*Im Archiv der Kreisverwaltung und im Landeshauptarchiv Schwerin gibt es für die Jahre von 1955 bis 1977 unveröffentlichtes statistisches Material über die Fluchtbewegung, das z. T. sehr detailliert über Fluchtmotive, Alters- und Berufsstruktur in Monats- und Jahresanalysen der Stasi berichtet. So gab es u. a. in der ersten Jahreshälfte 1954 insgesamt 162 Flüchtlinge im Kreis Prenzlau. Darunter waren 29 Arbeiter, 15 Bauern, 21 Angestellte, 44 Hausfrauen, 10 Rentner und 1 Gewerbetreibender. Von diesen 162 Flüchtlingen kamen 45 aus der Stadt Prenzlau und 117 aus den örtlichen Gemeinden. Die Fluchtbewegung stieg in den Folgejahren kontinuierlich weiter an. Eine kurzzeitige Beruhigung setzte 1958 und 1959 ein, bevor die Zahlen erneut in die Höhe schmolten. Im ersten Halbjahr 1961 haben 529 Personen den Kreis Prenzlau illegal verlassen. Bis zum 13. August 1961 waren im Kreis Prenzlau insgesamt 801 illegale Auswanderungen zu verzeichnen (davon 312 allein aus Prenzlau). Im Jahre 1963 haben in der ersten Jahreshälfte 9 Personen (alle im Alter zwischen 17 und 27) einen Fluchtversuch unternommen. Davon haben allerdings nur zwei ihr Ziel erreichen können. Für das Jahr 1974 werden 11 erfolglose Fluchtversuche gemeldet. 1975 gab es nur noch zwei Fluchtversuche, die auch beide gelangen. Leider wurden in den oben angesprochenen Archiven keine Jahresübersichten gefunden, die ein geschlossenes Bild ergeben würden. Aus einem Lagebericht der Volkspolizei geht hervor, dass von Juli 1989 bis zum 29.8.1989 insgesamt 8 Bürger des Kreises Prenzlau die DDR über sozialistische Staaten „ungesetzlich“ verlassen haben. Weiterhin hätten in der Nacht vom 6. zum 7.10.1989 insgesamt drei Personen aus dem Kreis Prenzlau versucht, die Republik „ungesetzlich“ zu verlassen.*

Über die genaue Zahl der Maueropfer gibt es bis heute stark widersprüchliche Angaben. Nach neueren Untersuchungen geht man heute von 136 gesicherten Todesfällen an der Berliner Mauer aus.<sup>1</sup> Einer der

<sup>1</sup> Ein Beitrag in der Berliner Morgenpost vom 8. August 2008 bezieht sich hier auf das „Forschungsprojekt Berliner Mauer“.



Bezirksverwaltung  
für Staatssicherheit Berlin  
Abteilung IX

Berlin, 23. November 1986  
stu-ka

ESU  
000058

I n f o r m a t i o n

Am 21. November 1986 um 05.04 Uhr drangen die DDR-Bürger

MÄDER, Manfred

PKZ: 230848 4

Beruf: [REDACTED]

zuletzt: [REDACTED]

wohnhaft: [REDACTED] Berlin, 1193

Abteilung XII: [REDACTED]

und

GROSS, Rene

PKZ: 010564 4

Beruf: [REDACTED]

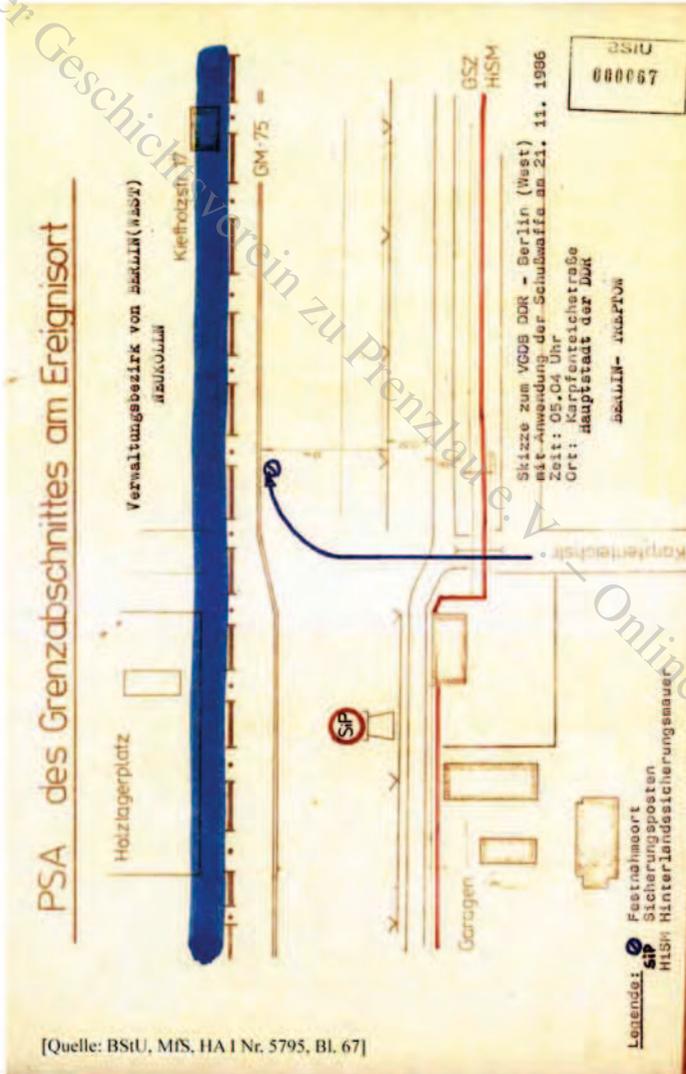
zuletzt: [REDACTED]

wohnhaft: [REDACTED] Berlin, 1147

Abteilung XII: [REDACTED]

mit einem LKW, Typ "W 50" mit Hebebühnenaufbau, polizeiliches Kennzeichen KY 59 - 79, Halter: VSB Starkstromanlagenbau Halle, mit stark überhöhter Geschwindigkeit, aus der Karpfenteichstraße in Berlin-Treptow kommend, in den dortigen Handlungsraum der Grenztruppen ein, durchbrechen das Metallgittertor in der Hinterlandmauer, die Sicherungszäune und kamen am Sockel der Grenzmauer 75 zum Stehen.

Bei Erreichen der Grenzmauer 75 versuchten MÄDER und GROSS, diese durch Besteigen des LKW-Aufbaus zu überwinden. Durch zwei handelnde Postenpaare der Grenztruppen der DDR wurde sofort das Feuer auf den noch fahrenden LKW sowie nach dessen Halt auf die Grenzverletzung eröffnet.





BStU  
000056

Schrift

O., U., den 21. 11. 1986

Bericht

Postenpunkt Karpfenteichstraße: Gegen 05.04 Uhr hörte ich ein mächtiges Knallen. Danach drehte ich mich um und sah, wie ein W 50 in Richtung vorderes Sperrelement fuhr. Als ich das sah, saß ich vom Turm ab. Nachdem ich unten war, rannte ich sofort in vorderer Linie. Während des Laufens lud ich die Waffe durch. Als ich in vorderer Linie war, rannte ich geradewegs auf das Fahrzeug drauf zu. Während dieser Zeit schoß mein Postenfürer auf das Fahrzeug. Ungefähr 15 m vor dem Fahrzeug sah ich, wie eine Person vom Dach des W 50 auf die Mauer sprang. Dabei eröffnete ich gleich das Feuer. Ich schoß und die Person fiel herunter. Die andere Person versteckte sich unter dem Fahrzeug. Als ich ihn sah, schoß ich nochmals. In der Zwischenzeit war mein Postenfürer da und forderte die Personen auf, hervorzukommen. Wenige Sekunden später war der Zugführer des Abschnittes I da und der Stellvertreter des II. Der Zugführer bzw. der Stellvertreter übernahmen dann die anderen Handlungen.

gez. [REDACTED]

F.d.R.d.A.  
[REDACTED]

S. [REDACTED] ltn.

[Quelle: BStU, MfS, HA I Nr. 5795, Bl. 56]

**Urteil des Landgerichts Berlin in der Strafsache gegen Dietmar S. vom 10.5.2004  
(Fall René Groß, erschossen an der Berliner Mauer)**

Abschrift [Auszug]

Landgericht Berlin

Az.: (529) 27 Js / 56 Js 275/03 Ks (9/03)

10. Mai 2004

**URTEIL**

Im Namen des Volkes

In der Strafsache gegen

1. Dietmar S., geboren 1963

wegen Totschlags

Die 29. große Strafkammer- Schwurgericht des Landgerichts Berlin hat [...] in der Sitzung vom 10. Mai 2004 für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird wegen Totschlags zu einer Freiheitsstrafe von 10 Monaten verurteilt, deren Vollstreckung zur Bewährung ausgesetzt wird.

Im Übrigen wird er freigesprochen.

Der Angeklagte hat die Kosten des Verfahrens zu tragen, soweit er verurteilt wurde. Im Übrigen fallen die Kosten des Verfahrens und die ihm insoweit entstandenen notwendigen Auslagen der Landeskasse Berlin zur Last.

Angewendete Vorschriften:

§112 StGB/DDR i.V.m.

§§ 212, 213 a.F., 2 Abs. 1 und Abs. 3, 17, 49 StGB, Art. 315 EGStGB.

Gründe:

[...]

dort erschossenen Republikflüchtlinge stammt aus Prenzlau. Es handelt sich hierbei um Manfred Mäder, der am 23. August 1948 in Prenzlau geboren wurde. Nachdem Manfred Mäder Ende der 70er Jahre erfolglos versucht hatte über die CSSR in den Westen zu fliehen, wurde er zu einer Haftstrafe von viereinhalb Jahren verurteilt, die er in Bautzen verbüßte. Nach seiner Haftentlassung konnte er seine Tätigkeit als Berufskraftfahrer nicht mehr ausüben. 1985 heiratete Mäder und zog zu seiner Frau und ihrem Kind nach Berlin-Treptow. Nur ein Jahr später stellte die Familie einen Ausreiseantrag. Da Mäder nicht die Hoffnung hatte, dass dieser Antrag genehmigt wird, plante er mit seinem Freund René Groß die Flucht, der eine spätere Familienzusammenführung folgen sollte. Mit einem LkW Typ W 50 durchbrachen sie am 21. November 1986, um 5 Uhr, ein Grenztor in der Hinterlandsicherungsmauer und den Signalzaun, bevor das Fahrzeug am Sockel der Betonmauer zu West-Berlin zum Stehen kam. Die Grenzsoldaten beschossen das Fluchtfahrzeug mit Dauerfeuer von zwei Wachtürmen aus. Manfred Mäder gelang es noch, vom Dach des Fahrzeuges aus die Mauerkrone zu erreichen, bevor er von Dietmar S. aus etwa 15 Meter Entfernung im Oberschenkel getroffen wurde. Er fiel auf die Ostseite zurück, wo er anschließend verblutete. Sein Freund René Groß, der unter dem Fahrzeug Schutz gesucht hatte, wurde durch einen Kopfschuss getötet. Die Ehefrau von Manfred Mäder, der man im Dezember 1987 die Ausreise aus der DDR gestattete, musste sich schriftlich verpflichten, über die Todesumstände Stillschweigen zu wahren. Manfred Mäder wurde im engsten Kreis der Familie im Grab seiner Eltern beigesetzt. Das Landgericht Berlin verurteilte Dietmar S., der die tödlichen Schüsse auf den Prenzlauer Manfred Mäder abfeuerte, 2004 zu einer Bewährungsstrafe von 10 Monaten Haft (siehe Anlage).



Der Grabstein von Manfred Mäder wurde im Herbst 2010 auf ausdrücklichen Wunsch der Familienangehörigen entfernt.

Foto: Jürgen Theil

Auf Initiative der Berliner SPD-Fraktion wird am 25. Todestag von Manfred Mäder und René Groß in Berlin eine Gedenktafel enthüllt. Zeitgleich als dieser Beschluss getroffen wurde, ist in Prenzlau das Grab von Manfred Mäder eingeebnet worden. Auch

der Grabstein konnte trotz intensiver Bemühungen des Vereinsvorsitzenden nicht für die Nachwelt erhalten werden.

Quelle: <http://www.chronik-der-mauer.de/index.php/de/Start/Detail/id/593908/page/1>

<b>Drucksache</b> der Bezirksverordnetenversammlung Treptow-Köpenick von Berlin VI. Wahlperiode			
Ursprung: Antrag, SPD		TOP: 043 / 14.13	
<b>Antrag</b> gemäß § 21 (1) b GO		Drs.Nr.: VI/1569	
Datum	Gremium	Sitzung	Beratsungsstand
26.08.2010	BVV	BVV/VI/043	
 <b>Betr.: Erinnerung an die Maueropfer Manfred Mäder und René Groß</b>			
Die Bezirksverordnetenversammlung Treptow-Köpenick von Berlin möge beschließen:			
Das Bezirksamt wird ersucht, sich dafür einzusetzen, dass zum 25. Todestag im Jahr 2011 im Bereich der Kieffholzstraße in Höhe der Karpfenteichstraße eine Gedenktafel in Erinnerung an die Maueropfer Manfred Mäder und René Groß geschaffen wird, die dort beim Fluchtversuch am 21. November 1986 erschossen wurden.			
<b>Begründung:</b>			
Manfred Mäder und René Groß, deren Tod im kommenden Jahr 25 Jahre zurückliegen wird, wurden am 21. November 1986 bei ihrem Fluchtversuch in Höhe der Karpfenteichstraße an der Sektorengrenze zwischen Berlin-Treptow und Berlin-Neukölln von Angehörigen der DDR-Grenztruppen erschossen. Die „Chronik der Mauer“ – ein Online-Projekt ( <a href="http://www.chronik-der-mauer.de">www.chronik-der-mauer.de</a> ) des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V., der Bundeszentrale für politische Bildung und des Deutschlandradios – schildert die Flucht folgendermaßen: Am Abend des 20. November 1986 teilt Manfred Mäder seiner Frau mit, dass "die Flucht in der Nacht steigen würde". (...). Zusammen mit René Groß verwendet er einen LKW "W 50" mit einem Hebebühnenaufbau, der annähernd die Höhe der Mauer hat. Am frühen Morgen gegen 5.00 Uhr rasen die beiden Männer auf gerader Straße mit hoher Geschwindigkeit auf die Grenze zu, wo sie die Berliner Stadtteile Treptow und Neukölln trennt. Sie durchbrechen ein Grenztor in der Hinterlandsicherungsmauer und den Signalzaun. Nach einer scharfen Rechtskurve kommt das Fahrzeug parallel zum Grenzverlauf am Sockel der Betonmauer zu West-Berlin zum Stehen. Von zwei Wachtürmen aus und von herbeieilenden Grenzern wird Dauerfeuer geschossen, bis beide Flüchtlinge tot bzw. schwer verletzt am Boden liegen. Manfred Mäder, der von den Aufbauten des LKW aus auf die Mauerkrone gesprungen ist, trifft eine Kugel in den linken Oberschenkel. Er fällt auf die Ostseite zurück und verblutet. René Groß, der die Flucht aufgegeben hat und unter dem LKW Feuerschutz sucht, wird durch einen Kopfschuss getötet.			
Berlin, den 16.08.2010			
Vorsitzender der SPD-Fraktion Oliver Igel und Kolja Bartsch			
VI/1569	Antrag vom 16.08.2010	Seite 1/1	

## **Rückblicke - die friedliche Revolution in der DDR und die Ereignisse in Prenzlau**

Jürgen Theil, Prenzlau

### **Machtvoller Bürgerprotest gegen Kampfhubschrauber in Prenzlau**

Mit dem 1985 in der Sowjetunion vollzogenen Machtwechsel verstärkten sich auch in Prenzlau die Hoffnungen auf mehr Demokratie und Abrüstung in Ost und West. Der Generalsekretär der KPdSU, Michael Gorbatschow, leitete einseitige Abrüstungsmaßnahmen ein, um den Teufelskreis des Rüstungswettlaufs zu durchbrechen. So wurde am 18. Mai 1989 auch auf dem Prenzlauer Bahnhof vor den Augen der Weltöffentlichkeit ein Transportzug mit Sowjetsoldaten und Kampftechnik des zur 25. Panzerdivision gehörenden 175. Panzerregiments verabschiedet. Zu diesem Anlass hatten sich auf dem Bahnhofsvorplatz auch tausende Bürger der Stadt Prenzlau und der näheren Umgebung versammelt. Sie trugen Bilder von Erich Honecker und Michael Gorbatschow sowie verschiedene Transparente, auf denen sie zu „Hohen Leistungen zum Wohle des Volkes und für den Frieden“ aufriefen. Jedoch bereits damals wurde von einigen aufmerksamen Prenzlauern wahrgenommen, dass erste Maßnahmen zur Stationierung von Kampfhubschraubern schon seit Anfang Mai begonnen hatten, und die angebliche Abrüstungsmaßnahme in Wirklichkeit eine Aufrüstung darstellte, da es sich bei den Kampfhubschraubern, die neu nach Prenzlau verlegt werden sollten, eindeutig um gefährlichere Waffen mit einem noch größeren Vernichtungspotential handelte. Der ehemalige Armaturenwerker Hans-Joachim Wellmann beschwerte sich schon einige Tage vor dem inszenierten Truppenabzug in einem Brief an den damaligen 1. Sekretär der SED Kreisleitung, Wolfgang Herrmann, über diesen offensichtlichen Betrug. Zitat: „Die neuen Soldaten waren schon am 1. Mai zu sehen und auch Hubschrauber sind schon vermehrt zu erblicken. Ich bin der Meinung, dass bei Abrüstungsmaßnahmen Bedingungen geschaffen werden müssen, die kein Zweifel an diese Maßnahme aufkommen lassen (...)“.

Mitglieder der sich nun formierenden Bürgerbewegung, zu der auch die Bürgermeisterin von Röpersdorf, Marlis Czerwinski sowie Peter Bülow

und Harald Jahn gehörten, verfassten in der Folgezeit verschiedene Briefe und Protestresolutionen, die u.a. an Chemnitzer, Modrow, Gorbatschow, die sowjetische Botschaft, den Ministerrat der DDR und das Fernsehen der DDR adressiert waren. So heißt es in einem am 20. Oktober 89 an Chemnitzer (1. Sekretär der Bezirksleitung der SED) gerichteten Schreiben: „Mit der Arbeitsweise der KL (Kreisleitung) bin ich nicht einverstanden, es kann nicht sein, dass sie nicht Bescheid wissen, keine Klärung veranlassen, die Bevölkerung nicht informieren (...)“. Nur wenige Tage später gaben Peter Bülow und Hans-Joachim Wellmann eine Protestresolution heraus, die die Regierung der DDR dazu aufforderte, den Aufbau der Hubschraubereinheit in Prenzlau zu verhindern. Am 25. November erhalten auch der Vors. des Ministerrates der DDR, Dr. Modrow, und Gorbatschow Post aus Prenzlau. Wellmann informierte über eine eingeleitete Unterschriftensammlung und drückt sein Unverständnis und seine Empörung darüber aus, dass „für Raketenstellungen bei Weggun 16 ha Wald gerodet wurden. Damit werden auch die Abrüstungsmaßnahmen der DDR unglaublich“.

Am Montag, dem 23. November fanden sich etwa 300 couragierte Prenzlauer in der Aula der heutigen Gesamtschule Carl-Friedrich-Grabow ein, um die geplante Stationierung von 180 Kampfhubschraubern abzuwenden. Etwa 3.500 Prenzlauer (in den Unterlagen der Stasi wird sogar von 4.000 Demonstranten gesprochen) waren am 3. Dezember 1989 dem Demonstrationsaufruf der Bürgerbewegung und des Neuen Forums gefolgt und protestierten erneut vor den Kasernentoren der Sowjetarmee am Röpnersdorfer Weg. Sie hatten dazu zahlreiche Transparente mit Losungen wie: „Gestern Panzer, heute Hubschrauber, und Morgen?“, „Vorn offen abgerüstet, hinten heimlich eingeklistert“, „Keine Raketen“ vorbereitet. Bei vielen Demonstranten spielte auch die Angst um die eigene Sicherheit und die Zerstörung der Umwelt eine große Rolle. Sie wollten nicht zur Zielscheibe der NATO-Truppen werden. Mitglieder der Bürgerbewegung verhandelten am 28. Dezember 1989 in Berlin mit Vertretern der sowjetischen Botschaft, dem Außenministerium und Abgeordneten der Volkskammer. Am 10. Februar 1990 reisten über 200 Prenzlauer mit vier Bussen und eigenen PkWs mit ihren Transparenten nach Berlin, um vor der sowjetischen Botschaft zu protestieren. Sie wurden von der Autobahnabfahrt Weißensee beginnend von einer Polizeieskorte begleitet.



**Aufruf**  
Demo am 10.2.90 (ca. 10.00 Uhr) vor  
der SU-Botschaft in Berlin  
Thematik: • Keine Hubschrauberstationierung  
in Prenzlau  
• Gegen die Verzögerungstaktik des  
sowjet. Militärs bei der Auflösung der Garnison

Protest vor der Kaserne in der Röpersdorfer Straße am 03.12.1989.



Demo gegen Hubschrauber in Berlin am 10.02.1990.

Die Prenzlauer Demonstranten postierten sich mit ihren Transparenten auf dem Mittelstreifen der Straße Unter den Linden unmittelbar vor der sowjetischen Botschaft. Die Polizei hatte für diese angemeldete Demonstration hier bereits einen Bereich absperren lassen. Bei dieser Kundgebung handelte es sich um die erste Demonstration vor der Mission Unter den Linden gegen militärische Projekte der Sowjetunion in der DDR. Die Bürgerinitiative sammelte 5.000, die Kirche 1.500 und das Neue Forum 3.000 Unterschriften gegen diese geplante Truppenverlegung. Die Initiativgruppe, die eine machtvolle Unterstützung aus der Bevölkerung erhielt, konnte sich mit ihrem Protest letztendlich durchsetzen. Die Kampfhubschrauber wurden nicht stationiert. Am 21. August 1991 wurden die Reste der sowjetischen Truppen aus Prenzlau komplett abgezogen. Nach dem Abzug der sowjetischen Streitkräfte konnten Teile der Kasernen zu einer modernen Gesamtschule umgebaut werden. Die am 19. August 1994 fertig gestellte Schule erhielt ein Jahr später den Namen Carl Friedrich Grabow. Am Eingangsportal der heutigen Aula wurde am 20. November 1997 eine Gedenktafel befestigt, die an die Demonstrationen gegen die Kampfhubschrauber erinnert.

### **Die Opposition im Kreis Prenzlau im Visier der Staatssicherheit**

Zwischen 1949 und 1989 wurden mindestens 59 Personen aus dem Kreis Prenzlau wegen Vergehen wie Staatshetze, Verbreitung von Westnachrichten, Verteilung von Flugblättern, Spionage, Republikflucht oder Beihilfe zur Republikflucht verurteilt. Für die Jahre von 1971 bis 1989 wurden in der Stasi-Kreisdienststelle Prenzlau unter dem Titel „Bekämpfung der Opposition, Überwachung Jugendlicher“ Vorgänge zu Themen wie Abrüstung, politische Untergrundtätigkeit und staatsfeindliche Hetze, Umweltschutz sowie der Punker- und Skinheadbewegung registriert. Dass die Kirchen in der DDR in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung eine exponierte Rolle spielten, sollte sich spätestens nach dem Konzert von Wolf Biermann 1976 in der Prenzlauer Nikolaikirche gezeigt haben.

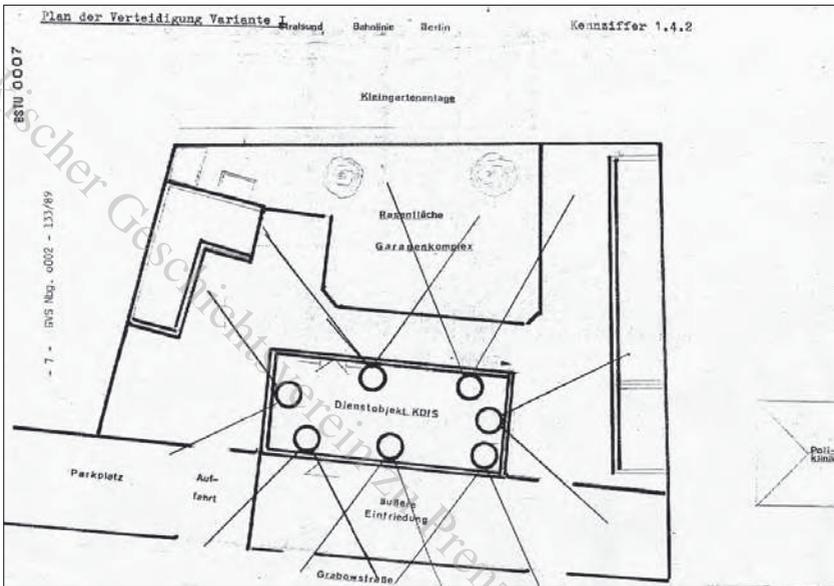
### **Superintendent Schönherr als Staatsfeind**

Für den Fall einer härteren Vorgehensweise gegen die so genannten Staatsfeinde bestanden im Oktober 1989 bereits konkrete Pläne zur Einrichtung von Isolierungslagern. So lagen noch bis zum Ende der DDR in den

Panzerschranken der Kreisdienststellen versiegelte Briefumschläge mit der Aufschrift „Kz 4.1.3.“ bereit, die auf ein zentrales Codewort hin zu öffnen waren. Über 20 Personen des Altkreises Prenzlau (davon 11 aus der Stadt Prenzlau) wurden namentlich für eine beabsichtigte Isolierungshaft benannt. Darunter war auch der Prenzlauer Superintendent Schönherr. In der ausführlichen Begründung der Stasi heißt es u. a. „Er (Schönherr) ist aktiver Verfechter der pazifistischen Bewegung der evangelischen Kirche im Rahmen des sozialen Friedensdienstes. Er steht in Opposition zu den Beschlüssen der Partei- und Staatsführung und bezieht eine negative Haltung zur führenden Rolle der SED. In diesem Sinne werden die ihm unterstellten Geistlichen des Kreises negativ beeinflusst. Er unterhält aktive Verbindungen in die BRD, USA und nach Westberlin (...)“. Neben einer Personalkarte und einer genauen Personenbeschreibung enthält die Akte auch drei verschiedene Transportrouten nach Neubrandenburg. Die für den Tag X geplanten Zuführungen sollten innerhalb von 24 Stunden erfolgt sein. Innerhalb der DDR gab es insgesamt 85.939 Personen (Stand Dezember 1988), die das MfS für eine Isolierungshaft vorgesehen hatte..

### **„Überführung der Kreisdienststelle vom Frieden in den Verteidigungszustand“**

Trotzdem die Stasi in einem im Sommer 1988 verfassten Auskunftsbericht noch davon ausging, dass es dem „Gegner im Kreis Prenzlau, bei insgesamt an Umfang und Schärfe zugenommener politisch-ideologischer Diversion, nicht gelungen (ist), unter der Arbeiterklasse und anderen Teilen der Bevölkerung Einbrüche zu erzielen“, richtete man sich schon kurze Zeit später auf den Tag X ein. Hinter den Aktentiteln „Geheime Verschlussache (GVS) -0002“ vom 14.10.1988 und der „GVS Kennziffer 1.4.1“ vom 30.10.1989 verbergen sich Maßnahmepläne zur Sicherung verschiedener Gebäude und strategisch wichtiger Betriebe in Prenzlau. So werden als Ausweichquartiere das Bootshaus und das Parkhotel benannt. Zum Bootshaus war zu diesem Zeitpunkt bereits eine Telefonleitung geschaltet worden. Als Isolierungsobjekt wird ein „Kultur- und Freizeitraum Hauswirtschaftliche Dienstleistungen Betriebsteil Prenzlau, Thomas Münzer Platz“ ausgewiesen. Ferner wurde herausgestellt, dass eine geschützte Unterbringung aller Mitarbeiter in der Dienststelle des MfS nicht möglich sei. Die 35 hauptamtlichen Mitarbeiter der Prenzlauer



Kreisdienststelle sollten im Falle der Mobilmachung auf 76 aufgestockt werden. Zum Schutz der Kreisdienststelle sollten Voraussetzungen für den Bau von Feuerstellungen und Sperren für den kurzzeitigen Übergang zur Objektverteidigung geschaffen werden. Als Pioniermittel werden Sperrschilde, Umleitungsschilder, Sandsäcke und Stacheldraht benannt. Auf einer Grundrisszeichnung wurden die Feuerstellungen mit dem möglichen Beobachtungs- und Schießkegel genau eingezeichnet. Die Bewaffnung bestand aus Pistolen und MPi. Die geplante vorderseitige massive Einfriedung, ein Sicherungsring aus Kontroll- und Beobachtungsposten sowie ein Sperrbereich und eine verbesserte Beleuchtung durch Hochleistungslampen sollten zusätzlichen Schutz bieten. Weiterhin hatte man über das Post- und Fernmeldewesen bereits 1986 Maßnahmen ergriffen, die eine sofortige Sperrung aller Hauptanschlüsse („in der abgehenden Richtung“) ermöglichte. Das Armaturenwerk Prenzlau sollte nach der Zuführung von 270 weiteren Arbeitskräften die Instandsetzung von Schützenpanzerwagen (SPW) und einzelner Baugruppen von Panzern übernehmen. Auch dem KIB sollten 194 Arbeitskräfte zugeführt werden, die man vorrangig zur Instandsetzung von LKWs des Typ „Robur“ und

zur Wartung der Motoren einsetzen wollte. Weiterhin wurde angeordnet, die Verwehrrkapazität der Prenzlauer Untersuchungshaftanstalt von 134 auf 220 Plätze und die Zahl der dort ihren Dienst verrichtenden Wachtmeister und Offiziere auf 48 zu erhöhen. Auch die einzelnen Kampfgruppenhundertchaften (KGH) wurden bereits ganz konkreten Objekten, wie z.B. dem Hauptbahnhof Prenzlau oder dem Minoltanklager, als Schutztruppe zugeordnet. Der Schwerpunkt der „politisch-operativen Sicherung“ würde in der rechtzeitigen Aufklärung und Zerschlagung möglicher „subversiver Kräfte des Gegners“ sowie in der „Vernichtung bewaffneter Kräfte des Gegners im Raum Blankenburg, Grünheide, Melzow“ liegen.

### **Von „Dialogveranstaltungen“ zur Öffnung der Mauer**

Allein im Zeitraum von Januar bis Mai 1988 stellten 18 Personen des Kreises Prenzlau einen Ausreiseantrag, wodurch sich die Zahl der „Übersiedlungssuchenden“ auf 76 erhöhte. Schon in den ersten 6 Wochen des Jahres 1989 wurden in Prenzlau 16 „Anträge auf ständige Ausreise“ gestellt, wie aus einem internen Material der Staatssicherheit hervorgeht. Bei den Kommunalwahlen am 7. Mai 1989 stimmen nach amtlichen Angaben 98,85 % der Wähler (Wahlbeteiligung: 98,77 %) für die Einheitsliste der Nationalen Front. Später konnte die Wahlfälschung, die mit zum Anlass der friedlichen Revolution in der DDR wurde, eindeutig nachgewiesen werden. In den Unterlagen der Staatssicherheit finden sich auch namentliche Auflistungen der Nichtwähler und verschiedene Stimmungsberichte, die die Unzufriedenheit breiter Kreise der Bevölkerung dokumentieren. Man glaubte den täglichen Erfolgsmeldungen in der Presse nicht mehr und hatte das Vertrauen in die SED-Regierung verloren. In der Nacht vom 7. zum 8. Oktober kam es vor dem Kreiskulturhaus in der Franz-Wienholz-Straße (LBK-Saal) zu einer „Zusammenrottung“ von etwa 30 Jugendlichen, bei der Staatsfahnen der DDR herunter gerissen und gerufen wurde „Es lebe das Neue Forum, Stasi raus.“ Am gleichen Ort wurde am 25. Oktober während einer „Aussprache zwischen Partei und Volk“ öffentlich verkündet: „Schluss mit der Führungsrolle der SED, wir fordern die Auflösung der Kampfgruppen und der Staatssicherheit.“ Auf der selben Veranstaltung gab es aber auch Wortmeldungen wie die des Prenzlauers J. P., der äußerte „Er sei bereit, wenn nötig, die Errungenschaften des Staates als Angehöriger der Kampftruppen zu schützen“, was für Erregung und Empörung sorgte.

Nur einen Tag zuvor waren Bürger aus der Gemeinde Potzlow auf die Straße gegangen, um in Sprechchören eine demokratische Mitarbeit in den Volksvertretungen einzufordern. Auf einer Dialogveranstaltung des Rates des Kreises setzten sich Prenzlauer Bürger am 4. November für ein neues Wahlgesetz und den Rücktritt der Regierung ein. Nur wenige Tage später trat das Politbüro der SED unter dem Druck pausenloser Massenproteste geschlossen zurück. Nachdem der etwas verunsichert wirkende Günter Schabowski am 9. November auf einer Pressekonferenz die Öffnung der Mauer bekannt gab, strömten auch viele Uckermärker nach Berlin, um sich von der Realität zu überzeugen. Nur wenige Bürger werden damals daran geglaubt haben, dass die deutsche Wiedervereinigung bereits so nah war. Der 1. Sekretär der Kreisleitung der SED, Wolfgang Hermann, erklärte nun vor den Genossen des Kreisparteiaktivs, dass die SED ihre führende Rolle durch eigenes Verschulden eingebüßt habe.

### **„Volkskontrolle“ in der Prenzlauer Untersuchungshaftanstalt**

Am 5. Dezember 1989 führten Mitglieder des Neuen Forums und des Demokratischen Aufbruchs zusammen mit anderen Bürgern und der Kreisstaatsanwältin Rowitha Münchow eine „Volkskontrolle“ in der Prenzlauer Untersuchungshaftanstalt durch. Der Leiter dieser Einrichtung, Hauptmann Frenz, führte die Bürgergruppe durch den Gefängnisstrakt und versicherte zugleich, dass sich in Prenzlau keine politischen Häftlinge befinden würden. Um dies zu beweisen, wurde den Inspizienten die Möglichkeit eingeräumt, mit willkürlich ausgesuchten Straf- und Untersuchungsgefangenen ins Gespräch zu kommen. Dennoch sprach sich die Kreisstaatsanwältin für die Bildung einer Untersuchungskommission aus. Viele der Häftlinge hatten angesichts der politischen Veränderungen in der DDR eine sofortige allgemeine Amnestie verlangt.

### **Bürgerrechtler besetzen die Dienststelle der Staatssicherheit**

Am 6. Dezember 1989 wurde auf Drängen der Staatsanwaltschaft des Kreises Prenzlau im ehemaligen Gebäude der Staatssicherheit, Kreisdienststelle Prenzlau, das Archiv und der Papierreißwolf versiegelt. Dass der Leiter dieser Einrichtung, W. Hamm, unmittelbar zuvor durch die Kreisstaatsanwältin R. Münchow davon in Kenntnis gesetzt wurde, stieß bei Vertretern des Neuen Forums, des Demokratischen Aufbruchs



Verabschiedung der Sowjetsoldaten am 18.05.1989 auf dem Bahnhofsvorplatz.



und den anderen als Zeugen anwesenden Bürgern auf wenig Verständnis. In der Prenzlauer Kreisdienststelle arbeiteten über 30 hauptamtliche Mitarbeiter, von denen die Hälfte operativ tätig war. Ein großer Teil der in Prenzlau von der Stasi gesammelten Daten wurde in einem aufwändigen Karteisystem erfasst, das aus einer Personen- und Vorgangskartei, aus einer Feindobjekt-, Decknamen- sowie einer Straßen- und Objektkartei bestand. Wichtige Unterlagen des Prenzlauer Karteisystems wurden vermutlich im Dezember 1989 vernichtet, sodass nur noch etwa 6400 Karteien der Prenzlauer Kreisdienststelle im Bestand der Bezirksdienststelle Neubrandenburg erhalten sind. Immerhin umfasst das Schriftgut aus den „sachbezogenen Akten“ aus dem Zeitraum von 1963 bis 1989 über Prenzlau 23,8lfm. Insgesamt gab es im Kreis Prenzlau 78 Wohnungen, die für konspirative Treffen genutzt wurden.

### **Demonstrationen und Protestkundgebungen in Prenzlau**

Der Kreisvorstand der LDPD hatte für Sonnabend, den 16. Dezember 1989 zu einer angemeldeten Demonstration auf den Langen Markt eingeladen, wo um 14 Uhr eine Kundgebung stattfand. Die an der Kundgebung teilnehmenden Prenzlauer gaben auf ihren Transparenten



Prenzlauer demonstrieren für einen demokratischen Sozialismus (Dezember 1989)



Kundgebung in der Straße der Republik am 02.04.1990.

auch ein klares Bekenntnis gegen Faschismus und SED-Diktatur. Der Prenzlauer „Kulturbundklub der Intelligenz“ initiierte im Januar 1990 das erste Mehrparteien-Rundtisch-Gespräch, das von Dr. Eberhard Krienke moderiert wurde. Die damals im „Intimen Theater“ durchgeführte Gesprächsrunde wurde von dem Schriftsteller Marcel Brun mit einem Tonbandgerät aufgezeichnet. Später verarbeitete Brun Teile davon für sein Buch „Die Revolution verstößt ihre Väter – Aussagen und Gespräche zum Untergang der DDR“. Am 10. März 1990 besuchte der SPD-Vorsitzende Hans-Jochen Vogel anlässlich einer Kundgebung zur Volkskammerwahl die Stadt Prenzlau, wo er am Langen Markt vor zahlreichen Bürgern sprach. Nur etwa einen Monat später demonstrierten vor dem Filmtheater der Freundschaft über 500 Prenzlauer für die Überprüfung der Volkskammerabgeordneten auf ihre Stasi-Mitarbeit. Die Straße der Republik (heutige Friedrichstraße) füllte sich mit Demonstranten. Vor dem Filmtheater sprachen Sebastian Finger und Reinhard Henkys. Der Demonstrationzug führte von der Straße der Republik über die Georg-Littmann-Straße zum Rat des Kreises und zum Haus der ehemaligen SED-Kreisleitung. Auf Spruchbändern war u. a. zu lesen: „Die haben wir nicht gewählt: Keine Stasi in der Volkskammer.“ Vor der Einführung der Währungsreform demonstrieren am 7. April Gewerkschaftsmitglieder in Prenzlau gegen den geplanten Umtauschkurs von 2:1. Am 6. Mai 1990

gab es in Prenzlau die ersten freien Kommunalwahlen nach 1945. Jürgen Hoppe wurde Bürgermeister. Die Stadtverordnetenversammlung setzte sich nun aus 37 Mitgliedern zusammen (16 SPD, 8 CDU, 7 PDS, 2 FDP, 4 Gemeinsame Fraktion. Die Wahlbeteiligung lag im Kreis Prenzlau bei 73,29 %).



Marianne Gerling spricht am 10.05.1990 vor dem Filmtheater der Freundschaft.

### **„Wir sind auch das Volk“**

Am 10. Mai 1990 fand vor dem Filmtheater der Freundschaft ein Warnstreik statt. Lehrer, Schüler und Eltern forderten den Verbleib von Kindergärten im Bildungswesen, die Anerkennung von Ausbildungen sowie eine sofortige Sozialschutzvereinbarung. Erregt sprach Marianne Gerling, Ph.-H.-Oberschule, durchs Megaphon: „Wir sind auch das Volk und sollen die Kinder des Volkes bilden und erziehen. Aber wie, wenn uns ständig die Angst um den Arbeitsplatz im Nacken sitzt?“

### **Quellen:**

Die Lageberichte der Deutschen Volkspolizei im Herbst 1989. Eine Chronik der Wende im Bezirk Neubrandenburg, 2. durchgesehene Aufl., Schwerin 2009 (nur online als pdf-Datei verfügbar),

Regionalzeitungen: „Freie Erde“ (bis zum 2.4.1990) und Nordkurier (seit 2.4.1990)

Unterlagen aus dem BStU-Archiv der Außenstelle Neubrandenburg.

## **Die Entwicklung des Angermünder Museums in den letzten 15 Jahren**

Wolfgang Blaschke, Gartz

Das Angermünder Museum wurde 1913 als zweites Museum in der Uckermark nach Prenzlau durch den Verein für Heimatkunde Angermünde (damals noch als Ausschuss des Angermünder Verschönerungsverein wirkend) gegründet. Seit dieser Zeit arbeiten beide Museen zusammen, das Prenzlauer stärker im Gebiet des historischen Uckermärkischen Kreises und das Angermünder im Stolpirischen Kreis, auch aufgrund ihrer Sammlungsgeschichte. Wichtige Sachzeugen wie der Angermünder Bronzehortfund oder das Biesenbrower Sakramentsgitter befinden sich in Prenzlau, anderes wie die Karte des Rittergutes Baumgarten oder verschiedene ur- und frühgeschichtliche Stücke aus dem Prenzlauer Raum gehören zu der Angermünder Sammlung. Letztere kamen durch die persönlichen Kontakte des ersten Museumsleiters Erich Witte bzw. aus der Schmiedeberger Sammlung des Joachim Otto von der Hagen in das Angermünder Museum.

Jedoch schon in den ersten Jahrzehnten konnte für das Angermünder Museum keine dauerhafte Heimstatt gefunden werden. Erst in den 60er Jahren konnte sich die Einrichtung in dem Objekt Brüderstraße 18 nach und nach etablieren. Leider ist es seit der baupolizeilichen Schließung des Heimatmuseums 1979 in der Brüderstraße 18 nicht gelungen, die Standortfrage des Museums zu lösen. Erst mit einem festen attraktiven Haus, kann das Museum erfolgreich in der Region wirken und zu einem wirklichen touristischen Anziehungspunkt wirken. Neun(!) Museumsleiter haben sich seit 1913 an dieser Frage die Zähne ausgebissen.

Mangels eines eigenen Hauses mit Ausstellungsfläche präsentierte sich das Museum in den letzten fünfzehn Jahren zunächst an anderen öffentlichen Orten, wie etwa im Rathaus oder der MOZ-Geschäftsstelle in der Rosenstraße. Gleichzeitig fand 1996/97 der Umzug des Magazins aus der baupolizeilich gesperrten Brüderstraße 18 in die Schwedter Straße 14 statt. 1999 gelang es, das Kloster wieder zu eröffnen und große Ausstellungen zu zeigen: 1999 „Die Geschichte der Franziskanerkirche“,

2001 „Adlige Rückkehrer in Brandenburg“, 2002 „Zur Garnionsgeschichte von Angermünde“, 2003 „Historische Landkarten“, 2005 „Ketzer-Angermünde – ein toleranter Ort“ oder auch 2007 „Zum Gedächtnis – Totenkronen“. Diese Ausstellungen halfen, den Bekanntheitsgrad Angermündes zu verbessern und die fachliche Leistungsfähigkeit des Angermünder Museums landesweit unter Beweis zu stellen. Die Vielzahl von bundesweiten Kontakten, die in diesen Jahren aufgebaut wurden, haben ihre Gründe in der hohen Qualität der Museumsarbeit, die sich auf die Sammlungen, historischen Zusammenhänge und der fachlichen Erschließungsarbeit stützen. Sonst wären ja die verschiedenen Förderungen aus Landes-, Bundes- und Kreismitteln, verbunden mit dem städtischen Eigenanteil, gar nicht möglich gewesen. Die Förderungen erlaubten nach Jahrzehnten erstmals eine Modernisierung der Museumsausstattung. Bedeutende Sammlungsstücke werden seit dieser Zeit zu großen nationalen und internationalen Ausstellungen angefragt, z. B. die Wikingeraxt von Lunow.

Da die Stadt das Haus in der Schwedter Straße veräußern wollte, zog das Museum 2004 wieder einmal um, wohl schon das zehnte Mal in seiner Geschichte. Die neue räumliche Situation im Keller der Puschkinschule stellte keinesfalls eine Verbesserung dar. Die Anschaffung neuer Technik erlaubt seitdem jedoch eine digitale Erfassung der Bestände.

Pläne der Stadtverwaltung, beim Museum Geld einzusparen, führten 2005 erst zur Zusammenlegung von Heimatmuseum und Ehm Welk-Museum und dann zur Überlassung dieses neuen Ehm Welk- und Heimatmuseums an den Angermünder Kulturverein. Bereits im darauf folgenden Jahr war keiner der ursprünglichen Mitarbeiter mehr im Museum tätig. Ein Teil hatte es vorgezogen aufgrund des neuen Betriebsklimas von selbst den Hut zu nehmen, andere gekündigt oder fristlos entlassen. Mittlerweile wurde die ganze Angelegenheit öffentlich und in den Zeitungen behandelt. Die Einsicht, dass ohne fachliche und menschliche Kompetenz das Museum nicht zu betreiben ist, führte schließlich 2007 zur Rückübertragung an die Stadt. Leider hatte in der Zwischenzeit der Entscheidungsträger dort im stillen Kämmerlein beschlossen, dass das Museum von nun an mit Events und schönen Schein Erfolge feiern sollte und dass dazu fachliche Kenntnisse nicht unbedingt nötig seien. Man entschied sich, in mehrerer Hinsicht, auf ein teures Strohfeuer zu setzen. Wer nun den Uckermärker

kennt, weiß, dass dieser ungeruht seinen eingeschlagenen Weg verlässt, auch wenn ihm bekannt ist, dass dieser falsch ist. Außerdem müssen ständig die verschiedenen ortspolitischen Empfindlichkeiten, Abhängigkeitsverhältnisse und Verpflichtungen berücksichtigt werden. Dieser Hintergrund behindert einen maßgeblichen Fortschritt für das Museum (und nicht nur für das Museum) und ist eine unlösbare Hypothek für den Leiter des Angermünder Museums.

Was bleibt zu tun? Die Hauptaufgabe der vergangenen Jahrzehnte, nämlich dem Museum eine vernünftige und dauerhafte Unterkunft zu verschaffen, misslang. Die Räume in der ehemaligen Ehm Welk-Gedenkstätte in der Puschkinallee genügen modernen Anforderungen nicht. Auch sind nach wie vor die Sammlungen und die Fachbibliothek an verschiedenen Standorten untergebracht. Alle anderen Museen der Region, wie Prenzlau, Schwedt und Eberswalde, sind inzwischen in modernisierten Gebäudekomplexen untergebracht und tragen zur touristischen Attraktivität ihrer jeweiligen Heimatstadt bei. Selbst in Templin ist es nach Anlaufschwierigkeiten gelungen, den zeitgemäßen Umbau zu beginnen.

Doch es gab zahlreiche Dinge, die Hoffnung machen: Ein bis zwei große Ausstellungen pro Jahr, weit über fünfzig Sonderausstellungen, zahlreiche Lesungen, Veranstaltungen und Symposien, Preisverleihungen, meist gemeinsam mit dem Verein für Heimatkunde oder der Uckermärkischen Literaturgesellschaft, Führungen, Jugendarbeit und wissenschaftliche Publikationen sind nicht umsonst gewesen.

Auch die Vielzahl von Anfragen und Schenkungen in jüngerer Zeit zeugen von der gewachsenen Bedeutung des Angermünder Museums. Zu den vielleicht herausragenden Stücken zählen die Schenkungen der Familie Stockmann, den Nachfahren des berühmten Angermünder Künstlers Albert Manthe. Ein kleines Porträtrelief von Eva Manthe, mehrere Postkarten sowie zwei Bilder in Pastellkreide und ein Ölbild zählen zu der letzten Schenkung s. Abbildungen). Sie komplettieren die Sammlung des Museums zu Angermünder Persönlichkeiten.

Es sind aber oft die Dinge des alltäglichen Lebens, die heute selbstverständlich erscheinen, aber die schon in der nächsten Generation nur noch wenigen vertraut sein werden. Natürlich darf nicht vergessen werden, dass Angermünde nicht nur aus der Stadt selbst besteht. Wie schon seit

seiner Gründung des Museums findet sich auch das gesamte Umland der Stadt in den Sammlungen wieder. Als Beispiel das Ehrenblatt für Gustav von Arnim-Densen (s. Beitrag in diesem Heft), der seinerzeit so bekannt war, dass er als literarische Figur in der „Lebensuhr“ von Ehm Welk auftritt. So verbindet sich in einem Stück Regional- und Heimatgeschichte mit der Literatur- und Persönlichkeitsgeschichte. Nur dank der vielen Schenkungen ist das Museum in der Lage, die Kulturbilder unserer Region zu vermitteln. Allen Spendern und Förderern des Museums sei an dieser Stelle noch einmal herzlich gedankt!

Die Museen leben von Kontinuität. Nur dadurch, dass z. B. Erich Witte 30 Jahre und Walther Weiß fast 40 Jahre im Museum wirkten, war der hohe Fachgrad der Bearbeitung zu erreichen gewesen. Viele Verbindungen und Zusammenhänge wurden erst nach jahrelanger konsequenter Museumsarbeit deutlich. Dann erschloss sich, welche Angermünder Familien warum mit wem zusammengehören und warum das



Alice Manthe, geb. Collani  
Pastellkreide in Neorokokorahmen, 1897  
von Julius Mante, Berlin



Mutter mit Kind, verm. Alice Manthe mit  
Tochter Eva darstellend  
Farbkreide

Essbesteck neben der Architekturzeichnung ein wichtiges historisches Dokument ist. Die „Einarbeitungszeit“ in einem Museum ist, verglichen mit anderen Berufen, sehr lang. Hier liegt nun das Hauptproblem, welches ich in den nächsten Jahren für das Angermünder Museum sehe. Es wird nicht bedacht, dass die Sammlung Charakter und Profil der Einrichtung bestimmt. Nicht Vorstellungen und Wünsche sind das Museum, sondern die Sachzeugen. Und für eben jene, wird zu wenig Raum und Zeit eingeplant, um sie mit der erforderlichen fachlichen Sorgfalt zu bearbeiten. Dies ist keine abschließende Arbeit, sondern ein stetig voranschreitender Prozeß. Es ist nicht mehr weit, bis zum 100. Jahrestag des Angermünder Museums im Jahr 2013, dass immer noch keinen dauerhaften Standort hat.



Junge Frau in rotem Kleid  
Verm. Eva Manthe darstellend, im Hintergrund Statue  
„Gärtnerin“ v. A. Manthe.

Öl auf Hartfaser, von F. (R) Fried

## 20 Jahre Uckermärkischer Geschichtsverein

Jürgen Theil, Prenzlau

Sehr geehrte Damen und Herren,

20 Jahre Geschichtsverein, ein Anlass zur Rückschau, zur Rückschau auf Wegbegleiter, Freunde und Förderer des Vereins. Ein Anlass, um all denen zu danken, die durch ihre Tätigkeit, durch ihren Einsatz dazu beigetragen haben, dass der Verein heute in Prenzlau und im Land Brandenburg einen sehr guten Ruf genießt.

Kritiker könnten sagen, dass wir unser Jubiläum verschlafen haben, da die Gründungsversammlung bereits am 1. Dezember 1989 stattfand. Doch wie es mit Gründungsdaten so üblich ist, und das lässt sich ja sogar auf die Gründung der Stadt Prenzlau übertragen, ist es mitunter nicht ganz einfach, sich festzulegen.

Da es in der DDR keine Vereine geben durfte und kulturelle Aktivitäten nur unter dem Dach des Kulturbundes geduldet wurden, versammelten sich geschichtlich Interessierte in einer „Sektion zur Pflege und Erforschung des kulturellen Erbes der Uckermark“.

Schon damals stand ich in einem engen Kontakt zu Gerhard Kegel, der in Buchholz in der Nordheide als Vorsitzender eines Museums- und Geschichtsvereins sowie der AG für uckermärkische Geschichte wirkte. Er war es, der mich damals ermunterte, oder sollte ich besser sagen antrieb, in Prenzlau die Gründung eines Geschichtsvereins vorzubereiten.

Am 30. Januar 1990 beschlossen 17 Gründungsmitglieder die Satzung unseres Vereins und einigten sich auf den Namen „Uckermärkischer Geschichtsverein zu Prenzlau“. Ganz bewusst wurde damals darauf verzichtet den Namen des Vorgängervereins zu übernehmen, da damit auch die Frage der Rechtsnachfolge verbunden gewesen wäre. Mit der am 25. April 1990 erfolgten Eintragung in das Vereinsregister war die Vereinsgründung dann auch offiziell besiegelt – sozusagen unsere Gründungsurkunde, die allerdings erst morgen, wenn man pedantisch wäre, was Historiker oft sind, gefeiert werden dürfte.

Von Anfang an war der Verein darum bemüht, durch Vorträge, Ex-

kursionen, Tagungen, Publikationen und die Unterhaltung einer Bibliothek einen Beitrag zur Aufarbeitung der uckermärkischen Geschichte zu leisten. Dazu wurden Kontakte zu verschiedenen Museen, Archiven, Bibliotheken, Vereinen und Gesellschaften, Universitäten und Hochschulen und anderen Institutionen aufgebaut.

Da es nicht möglich ist, an dieser Stelle auf alle Initiativen des Vereins einzugehen, möchte ich mich auf einige besondere Höhepunkte aus dem Vereinsleben beschränken.

Ohne Frage war die im Mai 1990 - also noch einige Monate vor der Wiedervereinigung - in Buchholz durchgeführte Tagung zur uckermärkischen Geschichte, an der etwa 120 Uckermärker aus Ost und West teilnahmen, der erste große Höhepunkt im Vereinsleben. Von nun an folgten in einem zweijährigen Rhythmus Tagungen zur Geschichte der Uckermark.

Die im Juli 1990 gegründete Arbeitsgruppe zur Rück- bzw. Umbenennung von Straßennamen, in der die Vereinsmitglieder Frank Wieland, Dr. Annegret Lindow, Arno Völz, Hans Burmeister und Jürgen Theil vertreten waren, hatte eine äußerst schwierige und - ich möchte auch sagen - undankbare Aufgabe übernommen. Aber immerhin haben wir es mit der hier damals angestoßenen Debatte geschafft, dass sich viele Prenzlauer mit ihrer eigenen Geschichte und den Biografien von Prenzlauer Persönlichkeiten auseinandersetzten. Dies wurde auch erreicht, als wir gemeinsam mit der AG für uckermärkische Geschichte ein erstes Sonderheft mit dem Titel „10 Tage im April 1945“ herausgaben. Der vom Autor Wilhelm Zimmermann zu diesem Thema im Oktober 1990 in der Aula der EOS gehaltene Vortrag zog über 110 Gäste in den Bann und leitete eine intensive Diskussion zu den Hintergründen der Zerstörung der Stadt Prenzlau ein.

Auf Anregung von Hans Burmeister und mit Rückenwind des damaligen Bürgermeisters Jürgen Hoppe bewarb sich der Geschichtsverein im September 1990 um den Hexenturm als Domizil für Bibliothek und kleinere Vereinsversammlungen. Mit viel Enthusiasmus und Ausdauer folgten zahlreiche Arbeitseinsätze um den 1494 errichteten Turm, der zuletzt von der GST und den Kampfgruppen genutzt worden war, für die genannten Zwecke herzurichten. Ich wage zu behaupten, dass wohl keiner der Beteiligten eine Ahnung davon hatte, wie viel Taubenkot und Unrat

sich in wenigen Jahren in so einem Gemäuer ansammeln kann, wenn es sich selbst überlassen bleibt.

Gerhard Kegel war es, der 1990 eine Spendensammlung für die Prenzlauer Franziskanerkirche ins Leben rief und damit begann, intensiv die



Der Prenzlauer Hexenturm diente als erstes Domizil des Geschichtsvereins.

Baugeschichte dieser Kirche zu erforschen. Ihm ist es maßgeblich zu verdanken, dass dieser, damals stark gefährdete, wertvolle Sakralbau gerettet werden konnte. Im Mai 1991 gelang es Gerhard Kegel Wolf Biermann für ein Benefizkonzert zu gewinnen. Weitere Konzerte konnten mit der Unterstützung von Jürgen Bischof organisiert werden. Später unternahmen wir mit der Zustimmung der Unteren Denkmalschutzbehörde den Versuch, die Löcher im Dach der Franziskanerkirche zunächst einmal zu flicken, um die intakten Gewölbe vor dem eindringenden Regenwasser zu schützen. Da

wir vor Ort keinen Dachdecker fanden, der diese Arbeit übernehmen wollte, holten wir Handwerker aus Buchholz, die bei verschiedenen Vereinsmitgliedern privat untergebracht wurden. Doch dann stürzte ein größerer Teil des Daches ein, sodass nun schnell gehandelt werden musste. Die angesammelten über 80.000,- DM reichten als Eigenanteil aus, um Fördermittel für die komplette Hüllensanierung einzuwerben.

In Vorbereitung der 1993 durchgeführten Gebietsreform brachten sich verschiedene Vereinsmitglieder seit 1991 aktiv ein, um die Vertreter der Politik für einen Landkreis Uckermark mit einer Kreisstadt Prenzlau zu überzeugen. Dazu wurden Vorträge organisiert und Petitionen abgefasst.

1992 führte unser Verein eine zweite Arbeitstagung zur uckermärkischen Geschichte und der Geschichte der Stadt Prenzlau durch, die zahlreiche Anregungen für neue Projekte gab.

Im April beteiligte sich der Geschichtsverein an einer Ausstellung zum

# Der Uckermärker

Ein Heimatblatt

der Arbeitsgemeinschaft für uckermärkische Geschichte  
und des Uckermärkischen Geschichtsvereins

Nr. 1

1990

Die Unterzeichneten halten es für notwendig und empfinden es als Verpflichtung, alles zu tun, die ehemalige Franziskaner-Kirche in Prenzlau aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, als älteste im originalen Zustand erhaltene Franziskaner-Kirche in Deutschland, zu erhalten und einer würdigen Nutzung zuzuführen. Sie fordern alle an der Bewahrung unseres kulturellen Erbes teilnehmenden Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik und in der Bundesrepublik Deutschland auf, sich an einer Spendenaktion für diesen Zweck zu beteiligen.

Altmann, Hans-Ludwig, Drogist, Prenzlau •  
Baum, Matthias, Ing./Schlosser, Prenzlau •  
Benthin, Hans, Diplomehrer, Berkholz •  
Burmeister, Hans, Bauingenieur, Prenzlau •  
Carstensen, Carl, Dr. med., Prenzlau •  
Enders, Lieselotti, Dr., Historikerin, Potsdam •  
Finger, Sebastian, Diplommediziner, Prenzlau •  
Frielinghaus, Dieter, Dr., Pfarrer, Bergholz •  
Gaude, Werner, Dr. med., Prenzlau •  
Hauf, Günter, Bürsten- u. Pinselmachemeister, Prenzlau •  
Koch, Helmut, Prof. Dr., Mathematiker, Berlin •  
Koch, Karsten-Uwe, Diplompädagoge, Prenzlau •  
Köhler, Klaus, Ingenieur, Prenzlau •  
Liebscher, Eduard, Dipl.-Ing., Prenzlau •  
Lindow, Annegret, Dr., Museumsdirektorin, Prenzlau •  
Martin, Brigitte, Schriftstellerin, Gerswalde •  
Quart, Jürgen, Pfarrer, Prenzlau •  
Pöller, Heinz, Elektriker, Carmzow •  
Rohde, Wolfgang, Dr. med., Prenzlau •  
Schart, Otmar, Brauerei-Betriebsleiter, Prenzlau •  
Schneider, Karl, Bankdirektor i. R., Prenzlau •  
Schönherr, Oswald, Superintendent, Prenzlau •  
Schulz, Hans-Jürgen, Tapeziermeister, Prenzlau •  
Theil, Jürgen, Diplomehrer, Prenzlau •  
Völz, Arno, Elektromeister, Prenzlau



Abrahamson, Günther, Dr., Architekt u. Städteplaner, Essen •  
Appel, Hans, Dr. med., Lampertheim •  
Arnim, Thomas Graf v., Dr. med., München •  
Einhorn, Werinhard, Dr., Franziskaner-Pater, Osnabrück •  
Görlitz, Hans, Dipl.-Ing., München •  
Grabow, Klaus, Oberst a. D., Meckenheim •  
Gramke, Rudolf, Malermeister, Lübeck •  
Hagel, Ilse, Apothekerin, Wolfenbüttel •  
Karbe, Klaus, Dr., Ministerialrat, Bonn-Bad Godesberg •  
Kegel, Gerhard, Oberstudienrat, Buchholz •  
Krüger, Erwin, Dipl.-Ing., Nürnberg •  
Melchert, Jürgen, Dr., Pfarrer, Herford •  
Mueller-Stahl, Hagen, Regisseur, Berlin •  
Nagel, Karl-Jürgen, Dr., Ltd. Reg.-Dir. a. D., Hannover •  
Neumann, Joachim, Dipl.-Landwirt, Hirschberg/Bergstr. •  
Ohnesorge, Friedrich Karl, Prof. Dr. med., Düsseldorf •  
Raddatz, Klaus, Dr., Prof. f. Vor- und Frühgeschichte, Göttingen •  
Schleif, Joachim, Studiendirektor, Buchholz •  
Schmidt, Holger, Monteur, Herford •  
Schulenburg, Wilhelm, Dipl.-Ing., Hamburg •  
Stiemert, geb. Heermann, Elisabeth, Kinderbuchautorin, Detmold •  
Tromm, Hanfried Reinhard, Dr. med., Bremen •  
Wedel, Hans-Jörg v., Dr. med., Lampertheim •  
Weinhold, Günter, Postoberamtsrat, Gifhorn •  
Wrede, Kurt, Dipl.-Ing., Lüdershausen

Uckermärkischer Geschichtsverein  
zu Prenzlau  
DDR-2130 Prenzlau • Friedenskamp 6,  
PF 3302

## SPENDENKONTO:

Kennwort: "Franziskanerkirche"  
Reform. Kirchengemeinde Prenzlau  
Kreissparkasse Prenzlau  
Kto.-Nr.: 1702-35-608  
Cod.: 329-332 35 206

Arbeitsgemeinschaft  
für uckermärkische Geschichte  
D-2110 Buchholz i. d. Nordheide •  
Seppenser Mühlenweg 102

## SPENDENKONTO:

Kennwort: "Franziskanerkirche"  
Geschichtsverein Buchholz  
Kreissparkasse Buchholz  
Kto.-Nr.: 32 20 662; BLZ: 207 500 00  
(Spendenbescheinigung ab DM 20,-)

Gedenken der vor 50 Jahren deportierten und ermordeten Prenzlauer Juden.

Im Januar 1993 wurde auf Anregung des damaligen Bürgermeisters Jürgen Hoppe ein Museumsbeirat gegründet. In diesem Beirat waren die Vereinsmitglieder Höpfner, Kegel, Raddatz, Rammoser, Theil und Völz vertreten. Leider gab es meines Wissens nur zwei Sitzungen dieses Beirates, der später lange Zeit nur auf dem Papier existierte, bevor er, ohne jemals offiziell aufgelöst zu werden, in Vergessenheit geraten war.

Im Sommer 1993 feierte das Prenzlauer Gymnasium sein 450-jähriges Bestehen. Der Vereinsvorsitzende nahm dies zum Anlass, gemeinsam mit Schülern eine historische Schulstube einzurichten, die sich bald darauf zu einem kleinen Schulmuseum entwickelte. Unterstützt wurde dieses Vorhaben u.a. von unserem Vereinsmitglied Heinz Wiechert. Aus Platzgründen mussten die Bestände des Schulmuseums nach dem kompletten Umzug des Gymnasiums in die „Schneller-Schule“ leider in einem Depot eingelagert werden.

Im September 1993 wurde dem Geschichtsverein angeboten, den Steintorturm, der 1962 zu einer Sternwarte ausgebaut wurde, zu pachten. Da die Bedingungen im Hexenturm sich von Anbeginn als äußerst ungünstig gestalteten, griffen wir schnell zu. Der sehr zentral gelegene Steintorturm hatte in der Tat bessere Möglichkeiten zur Unterbringung unserer Bibliothek geboten.

Das zu Beginn dieses Jahres erschienene Mitteilungsheft unseres Vereins trägt auf der Titelseite ein Bild des Künstlers Babak Najebi, der im Sommer 1994 gemeinsam mit Martin Lühker mehrere Wochen in Prenzlau zeichnete und malte. Initiiert wurde dieses, mit einer Ausstellung der Werke endende Projekt, vom Partnerschaftsverein Prenzlau-Buchholz und unserem Vereinsmitglied Gerhard Kegel, der am 3. Oktober 1993 mit dem Preis für Verdienste um die Stadt Prenzlau geehrt wurde.

Im September 1994 gab es eine erste gemeinsame Tagung der uckermärkischen Heimat- und Geschichtsvereine, an der auch Ortschronisten, Leiter von Heimatstuben, Archivare und Museologen teilnahmen.

Seit 1994 hat sich der Berliner Historiker Dr. Peter Franke als Vereinsmitglied intensiv mit der Entwicklung des Bürgertums in den Kleinstädten der preußischen Provinz Brandenburg beschäftigt und sich dabei insbesondere den Städten Templin und Prenzlau zugewandt.

Unter dem Titel „Die Uckermark 1945“ organisierten unsere Vereinsmitglieder Timm, Biadacz und Scheibel 1995 gemeinsam mit ihren Schülern an der Carl-Friedrich-Grabow Schule eine interessante Ausstellung, der bald darauf auch zwei Veröffentlichungen mit Augenzeugenberichten folgten. Das im selben Jahr von uns gemeinsam mit der AG für uckermärkische Geschichte herausgegebene Buch Uckermärkische Hefte Bd. 2 hat in der Öffentlichkeit zu intensiven Diskussionen und kontroversen Debatten geführt, die ihren Niederschlag auch in zahlreichen Rezensionen fanden.

1995 stiftete der Hamburger Kaufmann Holger Cassens auf Anregung von Gerhard Kegel einen mit 4000 Euro dotierten „Adolf-Stahr-Preis“, der ab 1996 alle zwei Jahre für regionale Arbeiten im schriftstellerischen und historischen Bereich vergeben wird. Die eingereichten Arbeiten müssen einen direkten Bezug zur Uckermark oder zur Stadt Prenzlau aufweisen. Adolf-Stahr-Preisträger waren bisher: 1996 – Kurt Hanjohr und Wolfram Otto: Ein Mensch nach „ihrem“ Muster sollte ich werden ... Erinnerungen an die Verfolgung durch KGB und DDR-Justiz. 1998 – Elisabeth Stiemert: Hellblauer Sommer. Kindheit und Jugend in der Uckermark. 2000 – Dr. Günther Meyer: Bücher, Bibliotheken und Leser in der Uckermark. 2002 – Andrea Hiller: Wollin in der Uckermark – Ein Dorf im Randowtal. Bilder und Geschichten vom 17. bis 20 Jahrhundert. 2004 – Dr. Peter Franke für sein Lebenswerk. 2006 – Wolfram Otto: Leben und Wirken des Schriftstellers Adolf Stahr. 2008 – Jürgen Theil: Prenzlauer Stadtlexikon und Geschichte in Daten. Die Preisverleihung erfolgte bisher zeitgleich mit dem Prenzlauer Heimattreffen

Die von der AG Heimatgeschichte des Städtischen Gymnasiums gemeinsam mit ihrem Betreuer erarbeitete Broschüre „Der Rabe vom Mitteltorturm und seine Geschichten. Ein unterhaltsamer Führer durch die Prenzlauer Stadtgeschichte für Groß und Klein“, war sowohl in der ersten als auch in der zweiten Auflage schnell vergriffen. Dieser Erfolg veranlasste uns, mit einer neuen Schriftenreihe zu beginnen. In den Schülerarbeiten zur Regionalgeschichte werden seit 1998 insbesondere erfolgreiche und prämierte Wettbewerbsbeiträge veröffentlicht.

Die bisher zur Drucklegung gelangten Schülerarbeiten beschäftigen sich mit den Themen Armenwesen, Widerstand im Dritten Reich, Flucht und Vertreibung in den Jahren 1944/45 sowie mit der Baracke

Birkenhain. Weitere Schülerarbeiten zur Thematik 17. Juni 1953 wurden 2003 vom brandenburgischen Landtag und dem Landesverband der PDS gedruckt. Die Zeitschrift „Horch und Guck“ veröffentlichte Auszüge einer Schülerarbeit über Wolf Biermann, der anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der deutschen Einheit auch in unserem diesjährigen Mitteilungsheft aufgenommen wurde.

Mit Unterstützung unserer Vereinsmitglieder sind in den vergangenen Jahren auch verschiedene Gedenktafeln an Gebäuden und Plätzen angebracht worden. Erinnert sei hier u. a. an die Tafeln für Johann Jacob von Wunsch und Dr. Lena Ohnesorge sowie die Gedenktafel an der Carl-Friedrich-Grabow Schule, die sich auf den Protest gegen die Stationierung von Kampfhubschraubern bezieht, oder die Tafeln am alten jüdischen Friedhof und dem sowjetischen Soldatenfriedhof im Stadtpark. Weiterhin entstanden im Zusammenhang mit der Landesausstellung zum Preußenjahr 2001 im gesamten Stadtgebiet großflächige Informationstafeln, die über die Garnisonstadt Prenzlau berichteten. Olaf Gründel, der bei zahlreichen Projekten, so auch bei diesem, mitwirkte, hat über viele Jahre einen wesentlichen Anteil an der Redaktionsarbeit des Vereins. Zu seinen ersten Veröffentlichungen gehören die Faltblätter „Geschichtsspaziergang“ und „Marienkirche“, die in Zusammenarbeit mit dem Uckermärkischen Verkehrsverein entstanden. Es schloss sich eine Dokumentation zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges an, die in Zusammenarbeit mit der Stadt Prenzlau entstand.

1998 erstritten Vereinsmitglieder die Unterschutzstellung der Baracke Birkenhain. Im April 2004 folgte dann die Gründung einer AG „Historische Baracke Birkenhain“ mit den Sprechern Reinhard Timm und Jörg Dittberner. Mit der von Gerhard Kegel initiierten Spendenaktion, die bis zum Jahresende 2004 etwa 13.000 Euro erbrachte (der größte Teil davon kam von Gerhard Kegel selbst), gelang es der AG die dringend nötige Dachsanierung durchzuführen. Inzwischen gibt es auch eine Schülergruppe am Scherpf-Gymnasium, die unter Anleitung von Jörg Dittberner mit verschiedenen Projekten auf dieses Baudenkmal aufmerksam machte und dazu auch publizierte.

Seit 1999 bemühte sich der Uckermärkische Geschichtsverein den Abriss der Margarinefabrik zu verhindern. Unser Vereinsmitglied Dr. Peter Franke erstellte eine umfangreiche Dokumentation und entwickelte eine

Nutzungskonzeption für diese im Jahre 1896 im Kastell-Stil aus rotem Backstein errichtete älteste Margarinefabrik Brandenburgs, die als eines der letzten Zeugnisse der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts dem Verfall und späteren Abriss preisgegeben wurde.

Im Dezember 1999 erhielt der Geschichtsverein vom Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur eine Anerkennung für seine (Zitat) „vorbildliche Öffentlichkeitsarbeit und seine Aktivitäten für die Bewahrung der Kulturlandschaft der Uckermark“. Kulturminister Wolfgang Hackel schätzte in seiner Laudatio ein, dass die Publikationstätigkeit und die Arbeit des Uckermärkischen Geschichtsvereins brandenburgweit beispielgebend seien. Würdigende Worte fand auch der Brandenburgische Ministerpräsident, Manfred Stolpe, der in seinem Grußwort anlässlich des 10jährigen Bestehens des Uckermärkischen Geschichtsvereins insbesondere auf die denkmalpflegerischen Bemühungen der Vereinsmitglieder aufmerksam machte.

Im Mai 2000 führten wir gemeinsam mit der Brandenburgischen Historischen Kommission e.V., der Brandenburgischen Landeszentrale für Politische Bildung und dem Pädagogischen Landesinstitut Brandenburg eine Fachtagung zum Thema: „Die Herkunft der Brandenburger“ durch. Die gehaltenen Vorträge wurden in einem gesonderten Tagungsband vom Geschichtsverein und dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv herausgegeben.

Im September 2000 trat der Verein Historienspektakel dem Geschichtsverein bei. Über viele Jahre hinweg half der Geschichtsverein bei der Ideenfindung und unterstützte die Drehbuchautoren bei der Recherche.

Im Sommer 2001 trat dann auch der Heimatkreis dem Uckermärkischen Geschichtsverein bei, was sich für uns als eine große Bereicherung erwies. Sehr gern denke ich an die gute Zusammenarbeit mit Dr. Gerta Uhlig-Ohnesorge zurück.

Heute leiten Lilli Gramke und Prof. Dr. Christian Uhlig gemeinsam den Heimatkreis Prenzlau, der durch sein soziales Engagement große Verdienste erwarb. Gerade in diesem Jahr, wo wir das 20. Jubiläum der Wiedervereinigung Deutschlands feiern, ist es mir ein Bedürfnis, meinen Dank auch an alle „Exilprenzlauer“ zu richten, die uns und ihre angestammte Heimat nie aufgegeben haben – im Gegenteil. Die Heimatkreisbriefe und andere Publikationen haben über viele Jahrzehnte



einen sehenswerten Bildband über Angermünde herausgegeben, der ebenfalls in der vom Sutton-Verlag aufgelegten Reihe „Archivbilder“ entstand.

Auch die Ortsgruppen Fürstenwerder und Gramzow haben in den vergangenen Jahren mit eigenen Publikationsreihen einen großen Leserkreis finden können. So konnte das von Wilhelm Zimmermann erarbeitete Buch „Fürstenwerder 1944/45. Kriegsereignisse in einer uckermärkischen Idylle“, das inzwischen komplett neu überarbeitet und mit zahlreichen Ergänzungen versehen wurde, zu einer Nachauflage vorbereitet werden.

Als beispielgebend kann auch der Ausbau der Heimatstuben in Fürstenwerder und Gramzow angesehen werden. Mit viel Fleiß und Liebe zum Detail wurden hier wahre Schätze zusammen getragen, die von großem orts- und kulturgeschichtlichem Interesse sind. Hervorheben möchte ich an dieser Stelle auch die großen Bemühungen, die in den letzten Jahren von Herrn Ihlenfeldt, Herrn Zimmermann und weiteren Mitgliedern der Ortsgruppe Fürstenwerder ausgingen, Kriegsgräber aus dem Zweiten Weltkrieg zu ermitteln, um den gefallenen Soldaten eine würdige Bestattung zu ermöglichen. Mein Dank gilt auch unserem Gründungsmitglied Hans Benthin, der seit vielen Jahren als Museumsleiter in der Boitzenburger Mühle wirkt, die eine offizielle Außenstelle des Uckermärkischen Geschichtsvereins ist.

2004 organisierte unser erst vor wenigen Jahren verstorbenes Vereins- und Vorstandsmitglied Burkhard Schwarz anlässlich des 100. Geburtstages des Prenzlauer Malers Paul Gloede eine sehenswerte Ausstellung im Dominikanerkloster. Burkhard Schwarz erarbeiteten einige Biografien von Prenzlauer Künstlern, die ebenso wie die von ihm verfasste Schulchronik von Arendsee auf ein großes Interesse gestoßen sind.

Zu unseren geschätzten und unvergessen bleibenden Wegbegleitern gehört auch Hans Rammoser, der seine Forschungstätigkeit insbesondere auf die Geschichte der Prenzlauer Zuckerfabrik und die Glocken des Kreises Prenzlau konzentrierte.

Heinz Wiechert, der einige Jahre die Tätigkeitsberichte des Vereins verfasste, organisierte Ausstellungen zum Thema „Historische Bücher aus mehreren Jahrhunderten“. Vereinsmitglied Carl Michael Neumann, der sein Möbelhaus inzwischen von Dedelow nach Schwedt verlagert hat, organisierte in den zurückliegenden Jahren zahlreiche hochkarätige

Ausstellungen, die sich insbesondere mit der islamischen Kunst und Kultur beschäftigten und uns halfen den Blinkwinkel auch über den regionalen Tellerrand hinaus zu schärfen.

Im Juni 2004 präsentierte der Geschichtsverein im Sparkassencenter ausgewählte bibliophile Kostbarkeiten aus den eigenen Bibliotheks- und Archivbeständen. Hierzu gehörten auch die kurz zuvor angekauften Messbilder, die insbesondere für Denkmalpfleger von großem Wert sind. Drei Jahre später folgte an gleicher Stelle eine große Postkartenausstellung mit über 500 historischen Ansichten von Prenzlau, Templin, Angermünde, Schwedt, Fürstenwerder, Gramzow und Boitzenburg.

Als besondere Höhepunkte unserer Vereinsarbeit des Jahres 2004 können die Ortschronistentagung und die mehrtägige Tagung mit der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e.V. erwähnt werden.

2005 erfolgten gemeinsam mit Schülern des Scherpf-Gymnasiums und unter Anleitung unseres Vereinsmitglieds Jörg Dittberner mehrere Arbeitseinsätze und eine Ausstellung in Birkenhain. Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf den Internetauftritt der Arbeitsgruppe Birkenhain.

Ebenfalls 2005 gelang es - mit Unterstützung unserer Vereinsmitglieder - 1600 Euro Spenden für die dringend notwendig gewordene Restaurierung des Kreuzigungsbildes in der Prenzlauer Nikolaikirche einzuwerben, das im restaurierten Zustand auf dem Titelbild unseres 14. Mitteilungsheftes aufgenommen wurde.

Die vom Verein 2006 ersteigerte Radierung „Erweckung des Lazarus“, die 1784 von Christian Bernhard Rode in der Prenzlauer Marienkirche angefertigt wurde, vermittelt eine ungefähre Vorstellung von dem gleichnamigen Ölgemälde, das 1945 in der Marienkirche verbrannte. Das Preisgeld des mit 2000 Euro dotierten Stadtpreises, der 2006 an den Vorsitzenden des Geschichtsvereins ging, wurde für die Restaurierung des Süring-Porträts in der Prenzlauer Sabinenkirche verwendet.

Mit Unterstützung der Volksbank Uckermark gelang es uns, 2006 zwei wertvolle Porträtbilder aus dem 18. Jh. zu ersteigern, die das hugenottische Ehepaar Marie Christine und Isaak Tourbier zeigen, die in Prenzlau heirateten. Der Geschichtsverein veranlasste die Restaurierung und Rahmung dieser Bilder, die inzwischen ihren Platz in der ständigen Ausstellung des Kulturhistorischen Museums finden konnten. Mein

besonderer Dank gilt hier auch dem Restaurator Eginhard Dräger aus Schwennenz, der uns für die Restaurierung einmalige Sonderkonditionen einräumte.

Die Uckermark zwischen Krieg und Frieden lautet der Titel des 8. Bandes unserer Reihe Arbeiten des Uckermärkischen Geschichtsvereins, der im Dezember 2005 von unserem Vereinsmitglied Kerrin Gräfin von Schwerin vorgelegt wurde. Im Juli 2007 stellten Detlef Graf von Schwerin und Ute Bleich in Bülowstiege ihr Buch „Fürstenwerder und das Dominium“ vor, das vom Verlag Berlin und Brandenburg herausgegeben wurde.

Auch unser Vereinsmitglied Hans Kassube hat mit seinen „Prenzlauer Geschichten“, die er in Eigenregie herausgibt und finanziert, inzwischen einen festen Leserstamm. Die hiermit durch Spenden entstandenen Einnahmen stellte Herr Kassube komplett dem Geschichtsverein zur Verfügung – auch dafür unser Dank.

Ein großer Gewinn für den Geschichtsverein war Frau Ilka Scherk, die im Dezember 2005 über eine geförderte Maßnahme beim Geschichtsverein angestellt wurde und sich auch nach dem offiziellen Abschluss ihrer Tätigkeit weiterhin mit vielen Ideen für den Verein einbrachte. Unser Turmwart Gert Winterberg kümmerte sich in den zurückliegenden Jahren vorbildlich um den Steintorturm, der nach wie vor einen großen Teil unseres Archivs beherbergt. Mit Unterstützung von Heinz Burrmann und Kurt Heinicke wurde das Zeitungsarchiv komplett umgebaut.

Im Oktober 2006 entstand unter Mitwirkung des Geschichtsvereins und des Stadtarchivs im Rahmen eines „Zeitsprünge“-Projekts ein weiterer Film über die Prenzlauer jüdische Gemeinde.

Das Jahr 2007 stand ganz im Zeichen des bedeutenden Prenzlauer Malers Jacob Philipp Hackert, zu Ehren dessen 200. Todestages es einige Veranstaltungen und Veröffentlichungen gab, die maßgeblich auf die Initiative unseres Vereinsmitgliedes Oliver Spitzza zurückgehen. Mein besonderer Dank gilt Herrn Spitzza auch für seine Verdienste um die Heimatstuben Fürstenwerder sowie die maßgeblich von seiner Person lebenden Veranstaltungen „Kunst und Kuriosa“, die so manchen Spendeneuro einbrachten.

Am 6. September 2007 wurde unser Vereinsmitglied Hans-Jürgen Schulz mit dem Denkmalpreis geehrt, der ihm in Brandenburg von Ministerin Prof. Johanna Wanka für sein Lebenswerk überreicht wurde.

Hans-Jürgen Schulz führte über mehrere Jahrzehnte taucharchäologische Untersuchungen in beiden Uckerseen durch, die sich schwerpunktmäßig auf die Burgwallinsel, Seehausen und Röpersdorf konzentrierten.

Im Zusammenhang mit der auf Initiative unseres Vereinsmitgliedes Dr. Schneider im Sommer 2007 erfolgten Ehrung von Dr. Lena Ohnesorge, die auch vom Heimatkreis unterstützt wurde, übermittelte uns Dagmar Ziegler, die brandenburgische Ministerin für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Familie, im Namen der brandenburgischen Landesregierung Grüße und dankte dem Uckermärkischen Geschichtsverein für die (Zitat) „Aufarbeitung eines wichtigen Stücks Prenzlauser und deutscher Geschichte“.

2007 überließ unser Vereinsmitglied Dr. Karl Jürgen Nagel dem Geschichtsverein einen großen Teil seines Archivs zur Geschichte der Uckermark. Darunter waren zahlreiche Bücher und mehrere wertvolle Fotoalben, die inzwischen inventarisiert werden konnten. Dr. Nagel





Gerhard Kegel

danken wir für seine langjährige und kompetente Unterstützung unserer Forschungen, die sich in verschiedenen Veröffentlichungen und Vorträgen niederschlug.

Unser Vereinsmitglied Hans Stein, mit dem mich eine langjährige persönliche Freundschaft verbindet, hat in den zurückliegenden Jahren eine Vielzahl von Materialien zur Geschichte der Opfer des Stalinismus und zu anderen zeitgeschichtlichen Themen zusammengetragen und selbst verschiedene Publikationen verfasst, die er dem Geschichtsverein unendlich zur Verfügung stellte. Zusammen mit

Günter Arndt gehört er auch zu den Initiatoren der Gedenkstätte für die Opfer des Stalinismus in der Friedhofstraße.

Seit Frühjahr 2008 unterstützte der UGVP das vom Landrat initiierte Projekt „Schlösser, Herrenhäuser, Parks und Gärten in der Uckermark“. Ziel der dafür gebildeten Arbeitsgruppe war insbesondere, die zum Teil leer stehenden bzw. ungenutzten Gebäude einer wirtschaftlichen Nutzung zuzuführen, sie miteinander zu vernetzen und touristisch zu erschließen. Der Landrat bedankte sich in einem Schreiben persönlich für die gute Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein.

Höhepunkt des Jahres 2009 war die 775-Jahrfeier der Stadt Prenzlau, zu der es zahlreiche Veranstaltungen gab, bei denen auch Mitglieder des Geschichtsvereins sich aktiv mit einbrachten. Natürlich war es auch eine Ehrensache, dass sich der Verein am historischen Festumzug - und hier konkret an den Bildern „Stadtgründung“ und „Turnerschaft“ - beteiligte.

Ilse Töffler, Frank Wieland und Gert Winterberg erarbeiteten gemeinsam eine Fotoausstellung im Dominikanerkloster, die das unzerstörte und das zerstörte Prenzlau dem wiederaufgebauten Prenzlau gegenüberstellt. Matthias Schulz, der seit vielen Jahren Vorträge zur Ur- und Frühgeschichte und zu archäologischen Neuentdeckungen hält, wirkte als Autor am Stadtgeschichtsbuch mit, das anlässlich der 775-Jahrfeier von der Stadt



Festveranstaltung „20 Jahre Uckermärkischer Geschichtsverein“ im Kleinkunstsaal des Dominikanerklosters.



Vorstellung des „Bildbandes Wendezeiten. Prenzlau 1989 bis 1993“ im Dominikanerkloster.



Dr. Neitmann, der Direktor des Landeshauptarchivs Potsdam, würdigte in seinem Referat die verdienstvolle und langjährige Tätigkeit des Uckermärkischen Geschichtsvereins.

Prenzlau herausgegeben wurde. Walter Matznick gehörte zu den aktivsten Mitstreitern in Arbeitsgruppe Stadtmodell, die für ihre Leistung von der Stadt Prenzlau ausgezeichnet wurde.

Die Zusammenarbeit mit dem Dominikanerkloster hat sich in den letzten Jahren kontinuierlich verbessert. Das belegt auch der jüngst geschlossene Kooperationsvertrag, der beiden Seiten sichtbare Vorteile bringt. Mit dem neuen Leiter des Dominikanerklosters, Herrn Dr. Diller, und mit der Leiterin des Stadtarchivs, Frau Nietzold, sowie der Museologin Frau Genschow haben wir kompetente Ansprechpartner, die uns tatkräftig unterstützen.

Zu einer Bereicherung unserer Bestände in der Bibliothek trugen maßgeblich auch unsere Partner im wissenschaftlichen Schriftenaustausch

bei. Immerhin sind es inzwischen 21 Institutionen, die regelmäßig die Publikationen des Geschichtsvereins beziehen. Dazu gehören u. a. die Landesgeschichtliche Vereinigung, das Archiv der Arbeitsgemeinschaft für Mitteldeutsche Familienforschung, das Landesarchiv Greifswald, die Studiengemeinschaft Sanssouci, der Chemnitzer Geschichtsverein, die Universität Passau, der Historische Verein Bamberg, das Archäologisches Landesmuseum, der Verein für Heimatkunde Angermünde, die Stadt- und Landesbibliothek (Brandenburgica), die Deutsche Hugenottengesellschaft e.V., das Germanische Nationalmuseum, das Stadtmuseum Berlin, das Regionalmuseum Neubrandenburg, die Deutsche Bücherei, der Historische Verein Pirmasens, das Oderlandmuseum, der Historische Verein Brandenburg an der Havel e.V., der Heimatverein der Prignitz, die Pommersche Gesellschaft, das Landesamt für Denkmalpflege, der Landesheimatverband MV, das Landeskirchliche Archiv, die Mecklenburgische Landesbibliothek, das Volkskundemuseum Templin, die Universitätsbibliothek Greifswald, das Brandenburgisches Landeshauptarchiv, das Hessische Landesamt für geschichtliche Landeskunde, das Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, das Dt. Archäologisches Institut Eurasien Abteilung, die Humboldt-Universität, das Grimm Zentrum Erwerb Periodika, die EBSCO Informations Services GmbH Berlin sowie die Universitäts-Buchhandlung München.

Mitglieder des Geschichtsvereins haben sich in den zurückliegenden Jahren am Tag des offenen Denkmals, bei Arbeitseinsätzen, an Archivtagen, bei Ortschronistentagungen, Stadtführungen und zahlreichen anderen Gelegenheiten darum bemüht, Unterstützer für die Bewahrung der kulturgeschichtlichen Besonderheiten unserer Region zu gewinnen. Allen Mitgliedern, Freunden, Förderern und Wegbegleitern des Uckermärkischen Geschichtsvereins sei abschließend nochmals für ihren Einsatz gedankt.

## Tätigkeitsbericht 2009

Jürgen Theil, Prenzlau

Sehr geehrte Damen und Herren,  
das Jahr 2009 stand ganz im Zeichen der 775-Jahrfeier der Stadt Prenzlau, an deren Vorbereitung der Geschichtsverein von Anbeginn an eng einbezogen war. Innerhalb des Festkomitees war der Geschichtsverein über mehrere Jahre durch den Vereinsvorsitzenden vertreten. Insbesondere unterstützte der UGVP die Stadt Prenzlau bei der konzeptionellen Ausarbeitung des Festumzuges und den geplanten Ausstellungen. Ferner war es uns gelungen mit dem Geiger-Verlag einen kompetenten Partner zu vermitteln, der in der Lage war, die Stadtgeschichte zu sehr guten Konditionen zu drucken. Beim Festumzug selbst wirkten auch zahlreiche Mitglieder des Geschichtsvereins bei den Bildern „Stadtgründung“ und „Turnerschaft“ mit. Christa Brandt und Frank Wieland fertigten im Auftrag des Vereinsvorstands eine Fotodokumentation des Festumzuges der 775-Jahrfeier an, die für das Bildarchiv archiviert wurde.

Wie auch in den Jahren zuvor, gab es 2009 eine Reihe von Veranstaltungen, die auf ein reges Interesse von Vereinsmitgliedern und Freunden des Vereins gestoßen waren. So hielt Oliver Spitzka am 3. April im Kommunikationszentrum der Sparkasse einen Vortrag über den Maler Max Zeper, der von Adolf Hitler über mehrere Jahre protegiert wurde.

Am 23. April erinnerte der Geschichtsverein mit einem Beitrag im Heimatkurier an die ersten Kommunalwahlen in Prenzlau vor 200 Jahren. Auch die im Dominikanerkloster zu diesem Thema durchgeführte Sonderausstellung entstand mit Unterstützung des Geschichtsvereins.

Nur einen Tag später erfolgte am 24. April im Rahmen des Heimatkreistreffens die Adolf-Stahr-Preisverleihung. Der 1995 vom Hamburger Kaufmann Holger Cassens ins Leben gerufene Preis, der auf Anregung von Gerhard Kegel alle zwei Jahre für Arbeiten im schriftstellerischen und historischen Bereich vergeben wird, ging in diesem Jahr an den Vereinsvorsitzenden Jürgen Theil, der mit seinem Stadtlexikon

einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der Regionalgeschichte geleistet habe, wie der Juror Bernhard Rengert in seiner Laudatio hervorhob.

Am 25. April führten wir unsere Jahreshauptversammlung durch, bei der der Vorstand für seine bisherige Arbeit einstimmig entlastet und für weitere drei Jahre wieder gewählt wurde. Am 26. April folgte eine Veranstaltung zum Gedenken an die Opfer des Stalinismus, die inzwischen zu einer festen Tradition geworden ist.

Am 12. und 13. Juni führten wir im Kommunikationszentrum der Sparkasse Uckermark gemeinsam mit der Brandenburgischen Historischen Kommission e.V., der Gesellschaft für pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e.V., der Stadt Prenzlau und dem Brandenburgischen Landeshauptarchiv eine Tagung zum Thema: „Zwischen Brandenburg und Pommern: Die Uckermark und Prenzlau in Mittelalter und früher Neuzeit“ durch, die auch überregional Beachtung fand.

Am 2. Juli ist das Stadtgeschichtsbuch vorgestellt worden, an dem auch unser Vereinsmitglied Matthias Schulz als Autor mitgewirkt hatte.

Unsere Vereinsmitglieder Manfred Lipinski und Horst Theil hatten sich an der Ausstellung „Ansichten des alten und neuen Prenzlau“ beteiligt, die im Juli 2009 im Dominikanerkloster gezeigt wurde.

Am 5. Oktober konnten wir gemeinsam mit dem Sutton-Verlag zur Buchvorstellung „Prenzlau 1989-1993“ in das Dominikanerkloster einladen. Es ist der dritte Bildband, der inzwischen in dieser Reihe erschienen ist. Aufgrund der anhaltend großen Nachfrage hatte sich der Verlag 2009 entschieden, vom ersten Band eine zweite Nachauflage herauszugeben.

Im Oktober würdigten wir den 30. Todestag von Paul Gloede mit einem längeren Beitrag im Heimatkurier. Burkard Schwartz und Horst Theil haben durch ihre Recherchen und Bemühungen besonderen Anteil daran, dass wir heute eine umfangreiche Dokumentation über den Heimatmaler Paul Gloede besitzen.

Am 9.11. beteiligten wir uns an der Festveranstaltung „20 Jahre Fall der Mauer“. Die Vereinsmitglieder Timm und Theil hatten über etwa 9 Monate ein Schülerprojekt betreut, das von unserem Landrat Klemens Schmitz initiiert worden war. Auf einer Podiumsveranstaltung wurden die in diesem Rahmen entstandene Ausstellung und ein Film präsentiert, der

vom Brandenburgischen Landtag mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurde. Erst vor wenigen Tagen ist diese Ausstellung auch in Neustrelitz auf dem 14. Bundeskongress der Landesbeauftragten für die Stasi-unterlagen und der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur gezeigt worden.

In der Bibliothek halfen jeweils zu den Öffnungszeiten am Donnerstag Inge und Rudi Nuhn, Ilka Scherk, Christel Henning und Renate Köhler. Im Fotoarchiv arbeiteten Horst Mallow und Walter Matznick und das Zeitungsarchiv im Steintorturm wurde von Gert Winterberg und Kurt Heinicke betreut. Vom Bibliothekswart Frank Wieland wurde zur Jahreshauptversammlung 2009 unter Mitwirkung der oben genannten Personen eine kleine Ausstellung zu ausgewählten Bibliotheksbeständen organisiert. Zum Prenzlauer Treffen und zur Tagung „Zwischen Brandenburg und Pommern: Die Uckermark und Prenzlau in Mittelalter und früher Neuzeit“ war unsere Bibliothek mit Buchverkaufsständen präsent.

Der 2009 mit dem Dominikanerkloster geschlossene Partnerschaftsvertrag belegt, wie gut sich die Kooperation mit den Kultureinrichtungen der Stadt Prenzlau entwickelt hat. So regelt der Partnerschaftsvertrag zwischen dem Dominikanerkloster und dem Uckermärkischen Geschichtsverein zu Prenzlau e. V. die Zusammenarbeit in den Bereichen Kultur, Wissenschaft und Forschung. Das Dominikanerkloster stellt für gemeinsame Projekte mit dem Vorstand des Geschichtsvereins im Rahmen seiner Benutzungs- und Entgeltordnung Veranstaltungs- und Ausstellungsflächen mit der technischen Infrastruktur, Archivalien, Bild- und Fotomaterial und Museumsobjekte unentgeltlich zur Verfügung, sofern nicht archivrechtliche, konservatorische oder sonstige archiv- und museumsfachliche Gründe der Ausleihe einzelner Archivalien und Sammlungsgegenstände entgegenstehen. Die Bedingungen der Ausleihe einschließlich der ggf. längerfristigen Leihdauer werden in gesonderten Leihverträgen unter Berücksichtigung der archiv- und museumsfachlichen Normen und der bestandssichernden Richtlinien für die Lagerung und Präsentation von Leihgaben geregelt. Das Dominikanerkloster stellt dem Geschichtsverein im Magazin des historischen Stadtarchivs sechs laufende Meter als Depot unentgeltlich zur Verfügung. Ferner gewährt das Dominikanerkloster den Mitgliedern des Geschichtsvereins unter Vorlage des Mitgliedsausweises freien Eintritt zu den Ausstellungen. Ausgenommen von dieser Regelung sind

Fremdveranstaltungen in den Einrichtungen des Dominikanerklosters. Die Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein und dessen Aktivitäten werden auch in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Dominikanerklosters mit aufgenommen. Der Geschichtsverein unterstützt die Ausstellungs- und Publikationstätigkeit des Dominikanerklosters mit unentgeltlichen Leihgaben aus seinen Sammlungen incl. Bild- und Fotomaterial, sofern nicht konservatorische oder sonstige Gründe der Ausleihe einzelner Sammlungsobjekte entgegenstehen. Mitarbeiter des Dominikanerklosters können für dienstliche Belange die Bestände des Geschichtsvereins unentgeltlich benutzen. Der vereinbarte Partnerschaftsvertrag gilt zunächst für zwei Jahre, gerechnet ab dem Zeitpunkt seiner Unterzeichnung. Anschließend verlängert er jeweils um ein Jahr, sofern er nicht von einem der Vertragspartner zum Jahresende mit vierteljährlicher Frist gekündigt wird.

Sehr geehrte Damen und Herren, da wir heute Abend anlässlich unserer Festveranstaltung noch einen weiteren Bericht hören werden, der verschiedene Höhepunkte aus 20 Jahren Vereinstätigkeit beleuchtet, habe ich mich bemüht den Tätigkeitsbericht in knapper und konzentrierter Form abzuhalten. Abschließend möchte ich jedoch schon an dieser Stelle die Gelegenheit dazu nutzen, allen Vereinsmitgliedern, Förderern, Freunden und Kooperationspartnern des Uckermärkischen Geschichtsvereins ganz herzlich für die geleistete Arbeit im vergangenen Jahr zu danken.

# Bibliotheksbericht für das Jahr 2008

Frank Wieland, Prenzlau

Nach dem Abschluss der Inventarisierung aller Bestandszugänge aus dem Jahre 2008 waren nach dem Inventarbuch der Vereinsbibliothek an Jahresneueingängen zu verzeichnen:

- im allgemeinen Bibliotheksbestand 461 Zugänge und
- im Fotoarchiv 1.668 Zugänge.

Die Anzahl der Zugänge in der Vereinsbibliothek blieb somit auch im Jahre 2008 relativ hoch und der Gesamtbestand des allgemeinen Bibliotheksbestandes stieg dadurch erfreulicherweise zum Jahresende auf 8.111 Exemplare an.

Im Fotoarchiv standen 1.668 Zugänge den 1.688 Zugängen des Vorjahres gegenüber. Die Neuzugänge beliefen sich auf 1.608 Fotos/Postkarten, 43 Negative und 17 Dia's, so daß der Gesamtbestand im Fotoarchiv zum Jahresende 16.603 Exemplare umfasste (11.284 Fotos, 1.373 Dia's und 3.946 Negative).

	<b>Bestandskomplex I</b> Neuerwerbungen für die Bücher-, Zeitung- u. Zeitschriften, Gemälde- und Zeichnungs-, Dokumenten-, Karten- und Video-, CD-, DVD-Sammlung			<b>Bestandskomplex II</b> Neuerwerbungen für die Foto- Sammlung		
<b>Neuzugänge</b>	<b>1989 - 2007</b>	<b>2008</b>	<b>Gesamt</b>	<b>1990 - 2007</b>	<b>2008</b>	<b>Gesamt</b>
Schenkungen	5201	301	5502	12757	1111	13868
Ankäufe	940	100	1040	1169	347	1516
Wiss. Schriftentausch	1045	42	1087	6	113	119
Vereinsveröffentlichungen	132	8	140	-	-	-
Vereinskopien	332	10	342	1003	97	1100
Jahres-/ Gesamteingänge	7650	461	8111	14935	1668	16603

Der überwiegendste Teil an Neuzugängen stammte, wie in den vergangenen Jahren, aus zahlreichen Schenkungen, die nachfolgend, verbunden mit einem nochmaligen Dank, erwähnt sein sollen. Besonders

umfangreiche bzw. wertvolle Schenkungen werden in der Auflistung im Fettdruck wieder besonders kenntlich gemacht.

**1. Schenkungen für die Bücher-, Zeitungs- und Zeitschriften-,  
Gemälde- und Zeichnungs-,  
Dokumenten-, Karten- und Videosammlung  
(Zeitraum 01.01.2008 bis 31.12.2008):**

Günter Arndt, Prenzlau;	Dr. Dietlinde Munzel-Everling, Wiesbaden;
Jürgen Below, Prenzlau;	Joachim Neumann, Hirschberg;
Dr. Joachim Benthin, Naugarten;	Rochus Roch, Iserlohn;
Ute Bleich, Nordwestuckermark OT Kraatz;	Anneliese Rosenfeld, Egestorf/Döhle;
Christa Brandt, Gramzow;	Otto Schallhorn, Templin;
Heilwig von Ditfurth, Staufen;	Ilka Scherk, Prenzlau;
Jörg Dittberner, Prenzlau;	David Schmidt, Jena;
Lilli Gramke, Lübeck;	Hans-Jürgen Schulz, Nordwestuckermark, OT Röpersdorf;
Ilse Hagel, Wolfenbüttel;	Paul Senske, Prenzlau;
Hans Martin Henning, Koblenz;	Siegfried Skrobilin, Prenzlau;
Lothar Hörig, Leipzig;	Hans Stein, Frankfurt/Main;
Grit Jehmlich, Potsdam;	Jürgen Theil, Prenzlau;
Hans Kassube, Prenzlau;	Heidrun Theophile, Neukirchen / Holst.;
Dr. Maria Klebert, Bernau;	Christoph Timm, Prenzlau;
Marie-Luise Lenk, Berlin;	Marion und Reinhard Timm, Prenzlau;
Frank Ludwig, Prenzlau;	Heilburg Wenzel, Prenzlau;
Horst Mallow, Prenzlau;	Frank Wieland, Prenzlau;
Walter Matznick, Prenzlau;	Joachim Will, Bad Säckingen;
Otto Metscher, Biesenbrow;	Gert Winterberg, Prenzlau;
Dr. Günther Meyer, Berlin;	Wilhelm Zimmermann, Hamburg;
Dr. Reinhard Müller-Zetzsche, Prenzlau;	

**2. Schenkungen für die Photosammlung  
(Zeitraum 01.01.2008 bis 31.12.2008)**

Ilse Bredenschey, Hardeggen;	OT Röpersdorf;
Jörg Dittberner, Prenzlau;	Werner Sell, Herne;
Lilli Gramke, Lübeck;	Hans Stein, Frankfurt/Main;
Horst Mallow, Prenzlau;	Uwe Stöckel, Prenzlau;
Walter Matznick, Prenzlau;	Jürgen Theil, Prenzlau;
Anneliese Rosenfeld, Egestorf/Döhle;	Marion und Reinhard Timm, Prenzlau;
Egon Rudolph, Lübeck;	Frank Wieland, Prenzlau;
Hans-Jürgen Schulz, Nordwestuckermark,	Gert Winterberg, Prenzlau.

Weiterhin sei auch allen Vereinsmitgliedern, Freunden und Förderern des Uckermärkischen Geschichtsvereins gedankt, welche unseren Verein bei der Ausstattung der Vereinsbibliothek mit Schenkungen, Geld- oder Sachspenden unterstützten oder durch ihre tatkräftige Mitarbeit in der Bibliothek bei der Erfassung und der Betreuung der umfangreichen Bestände sowie bei der Absicherung der Bibliotheksöffnungszeiten halfen, wodurch in der Vereinsbibliothek ein fundiertes Quellenstudium für die Regionalgeschichtsforschung ermöglicht und eine wöchentliche öffentliche Benutzung der Bibliotheksbestände sichergestellt werden kann.

Die Bestände können, wie in den Vorjahren, zu den regulären Bibliotheksöffnungszeiten jeden Donnerstag zwischen 17.00 und 19.00 Uhr im Kommunikationszentrum der Sparkasse Uckermark in der Grabowstraße 6 in Prenzlau eingesehen werden. Eine Benutzung der Zeitungsbestände im Steintorturm ist zu den donnerstäglichen Öffnungszeiten des Steintorturmes (15.00 bis 17.00 Uhr) oder nach Vereinbarung bei Herrn Winterberg (Tel.: 03984 / 803535) möglich.

## Mitgliederbewegung 2009

Reinhard Timm, Prenzlau

Wir begrüßen in unserem Verein:

Renate	Köhler	Baustraße 86	17291 Prenzlau
Karin	Weber	Bahnhofsweg 14	17291 Nordwestuckermark
Horst	Mahnecke	Chausseestraße 21	15746 Groß Köris
Dr. Stephan	Diller	Rosenweg 6a	17291 Prenzlau
Udo	Diedrich	Ellingen 1	17291 Prenzlau
Dr. Kaspar	von Oppen	Hofstraße 4	17326 Menkin

Der Tod riss aus unserer Mitte:

Dr. Lieselott	Enders	Potsdam
Klaus	Grabow	Barendorf

Aus gesundheitlichen Gründen schieden aus dem Verein:

Hanna	Kluge	Woddow
-------	-------	--------

Aus Altersgründen sind folgende Mitglieder ausgeschieden:

Eckard	Koch	Buchholz in der Nordheide
--------	------	---------------------------

Aus persönlichen Gründen schieden aus dem Verein:

Eberhard	Kuckelt	Arendsee
----------	---------	----------

Ausschluss wegen Beitragsrückstand 2007, 2008 und 2009:

Hannelore	Anacker
Herr	Angermann

Der Verein hatte am 31-12-2009 236 Mitglieder.

## Autorenverzeichnis

Blaschke, Wolfgang  
Heinrichshofer Straße 28  
16307 Gartz

Gutschmidt, Dr. Hans-Joachim  
Pinguinweg 28,  
24150 Kiel

Mahnecke, Horst  
Chausseestr. 21  
15746 Groß Köris

Mehls, Dr. Peter  
Stettiner Straße 129,  
17291 Prenzlau

Nietzold, Sabine  
Stadtarchiv Prenzlau  
Uckerwiek 813, 17291 Prenzlau

Roeder, Dr. Manfred  
Greifenhagener Str. 27  
10437 Berlin

Schich, Prof. Dr. Winfried  
Am Bergfuhr 7,  
12347 Berlin

Schneider, Dr. Heinrich  
Leonard-Bernstein-Ring 60,  
15831 Mahlow,

Schulz, Dr. Matthias  
Bergstr. 9,  
17291 Prenzlau

Theil, Jürgen  
Friedenskamp 6,  
17291 Prenzlau

Timm, Reinhard  
Eibenweg 18,  
17291 Prenzlau

Wieland, Frank  
Rudolf-Breitscheidstr. 1a,  
17291 Prenzlau